Hier und Dort

Ein Buch für die reifere Jugend

H. H. Fick

AMERICAN BOOK COMPANY

with B. B. Peterson
~~Js 3 14th St.~~
~~890 14th St. City.~~
Arthur J Beadle

Hier und Dort

Ein Buch für die reifere Jugend

Zusammengestellt von
H. H. Fick
Director of German Department, Cincinnati Public Schools

AMERICAN BOOK COMPANY
NEW YORK CINCINNATI CHICAGO

COPYRIGHT, 1916
BY H. H. FICK

Fick. Hier und Dort
E. P. I.

Inhalt

Die weite Welt

		Seite
1.	Juchhe! — Robert Reinick	7
2.	Die Ferne	8
3.	Zwei Wanderer — Anastasius Grün	9
4.	Wellenspiel	10
5.	Gefunden — Johann Wolfgang von Goethe	13
6.	Der Radfahrer — nach Ilse Frapan-Akunian	14
7.	Nachgeben stillt den Krieg — Johann Peter Hebel	15
8.	Die Rache — Johann Ludwig Uhland	17
9.	Auf der Reise — Emil Kramer	17
10.	Der Jung' auf See — Johannes Trojan	20
11.	Die Tanne am Wege	21
12.	Der Wanderer in der Sägemühle — Justinus Kerner	23
13.	Die Feder und die Schreibmaschine — Friedrich W. Strubbe	23
14.	Drei Paare und Einer — Friedrich Rückert	25
15.	Ein kluges Eichhörnchen	26
16.	Schnellsprechübungen	27
17.	Reiters Morgengesang — Wilhelm Hauff	28
18.	Totenstille? — Fritz Gansberg	29

Hier

19.	Mein Vaterland — A. H. Hoffmann von Fallersleben	31
20.	Wer hat Amerika entdeckt?	32
21.	Christoph Kolumbus	35
22.	Der Tod des Kolumbus — Hermann Lingg	37
23.	Die Teilung der Erde	39
24.	Das Opfer — Detlev von Liliencron	40
25.	Die Entstehung der Menschenrassen	42
26.	Die Gründung von Germantown	44

		Seite
27. Minuit		45
28. Seife zur Abwehr		47
29. Peter Mühlenberg, Prediger und Krieger		50
30. Sergeant Jasper	Constantin Grebner	52
31. Baron de Kalb		55
32. Georg Steitz	Wilhelm Müller	56
33. Baron von Steuben		60
34. Die Heldin von Monmouth	Emil Kramer	63
35. Benjamin Franklin	H. H. Fick	66
36. Die Grabstätte Washingtons		71
37. Washington	Constantin Grebner	73
38. Niagara	Nikolaus Lenau	75
39. Die Entdeckung des Goldes in Kalifornien	August Wilhelm Grube	77
40. Eine treffliche Antwort		79
41. Aus der Schlacht bei Chancellorsville	Niklas Müller	80
42. Zwei Geburtstage	H. H. Fick	81
43. Lincoln und der sterbende Soldatenjüngling		86
44. Ballade vom Soldatenhut	Franz Pauly	87
45. Karl Schurz	Paul A. von Horn	90
46. Das deutsche Lied in Amerika	Karl Schurz	94
47. Amerikas Schätze	H. H. Fick	94
48. Die Freiheitsgöttin im Hafen von New York		96
49. Am Patapsco	Julius Hofmann	97
50. Am dreißigsten Mai	Rudolf Puchner	98
51. Das Vordringen der Kultur	Emil Kramer	99
52. Sterne und Streifen	Friedrich A. Schmitt	102
53. Vom wilden und vom zahmen Puter		103
54. Die Wanderdrossel	H. A. Rattermann	105
55. Der Waschbär	Alfred Edmund Brehm	107
56. Die Rache der Wälder	Konrad Nies	109
57. Weihnachten		112
58. Von den grünen Landstreichern	Moritz Fischer	114
59. Die letzte Nacht im Elternhause	Bernhard Bettmann	119
60. Der kletternde Giftmischer	Moritz Fischer	121
61. An meine Kinder	Friedrich Karl Castelhun	125

Dort

		Seite
62. Deutschland	Richard P. Köpke	127
63. Deutsche Städte	Richard P. Köpke	131
64. Der Rhein		136
65. Das Nationaldenkmal auf dem Niederwalde		140
66. Der Mäuseturm	August Kopisch	143
67. Die Lorelei		144
68. Lorelei	Heinrich Heine	147
69. Im Hause der alten Deutschen		149
70. Siegfrieds Schwert	Johann Ludwig Uhland	153
71. Die Hermannsschlacht		154
72. Die Völkerwanderung		157
73. Das Grab im Busento	August von Platen-Hallermünde	159
74. Karl der Große		160
75. Rolands Horn	Ferdinand Avenarius	164
76. Die Weiber von Weinsberg		165
77. Die Glocken zu Speier	Maximilian von Ör	167
78. Der Kyffhäuser	Ferdinand Bäßler	169
79. Friedrich Rotbart	Emanuel Geibel	171
80. Richmodis von der Aducht	Martin Claudius	173
81. Rudolf von Habsburg	Jakob Karl Andrä	175
82. Das Riesenspielzeug	Adelbert von Chamisso	178
83. Die Hansa		181
84. Die Kinder zu Hameln	Brüder Grimm	183
85. Der reichste Fürst	Justinus Kerner	185
86. Die Ebernburg	Heinrich Pröhle	187
87. Die Armesünderglocke auf dem Maria-Magdalenenturme zu Breslau	Johann Georg Theodor Grässe	188
88. Die Erfindung des Schießpulvers	Jakob Karl Andrä	190
89. Die Erfindung der Buchdruckerkunst		191
90. Der 31. Oktober 1517		195
91. Luther in Worms		197
92. Till Eulenspiegel	Christian F. Gellert	202
93. König Friedrich der Große		203

		Seite
94.	Wie „der alte Fritz" zweimal Prügel bekommen hat	205
95.	Friedrich der Große und die Schulkinder — Franz Otto	206
96.	Die Uhr — Johann Gabriel Seidl	208
97.	Der Besitzer des Bogens — Gotthold Ephraim Lessing	209
98.	Das Hirtenbüblein — Brüder Grimm	210
99.	Rätsel — Johann Christoph Friedrich von Schiller	211
100.	Das blinde Roß	213
101.	Die Bürgschaft — Johann Christoph Friedrich von Schiller	215
102.	Ein Meister der Töne	221
103.	Die Erhebung des preußischen Volkes — nach Ernst Moritz Arndt	225
104.	Gebet während der Schlacht — Theodor Körner	227
105.	Die Völkerschlacht bei Leipzig	229
106.	Andreas Hofer — Julius Mosen	231
107.	Wie Hänschen Kikenap einmal einen Hasen nach Münden brachte — Heinrich Sohnrey	233
108.	Der Erlkönig — Johann Wolfgang von Goethe	234
109.	Eine grausame Todesart — Peter Rosegger	236
110.	Der kleine Hydriot — Wilhelm Müller	239
111.	Stille Nacht! Heilige Nacht!	240
112.	Weihnachten — Richard Schaukal	243
113.	Warum Kaiser Wilhelm die Kornblume liebte	243
114.	Über ein Stündlein — Paul Heyse	246
115.	Die Schnitterin — Gustav Falke	247
116.	Das Gewitter — Gustav Schwab	249
117.	Die Eiche — Heinrich Seidel	251
118.	Aus dem Walde — Emanuel Geibel	252
119.	Nis Randers — Otto Ernst (Schmidt)	254
120.	Der große Krieg	256
121.	Die Wacht am Rhein — Max Schneckenburger	258
122.	Die drei Kaiser — Karl Biedermann	259
123.	Der Tod Moltkes — Heinrich Seidel	262
124.	Nächstenliebe Bismarcks	263
125.	Freundschaft — Friedrich von Bodenstedt	264
126.	Die Auswanderer — Ferdinand Freiligrath	265
127.	Der Krieg	268

Die weite Welt

1. Juchhe!

Wie ist doch die Erde so schön, so schön!
Das wissen die Vögelein:
Sie heben ihr leicht Gefieder
Und singen so fröhliche Lieder
In den blauen Himmel hinein.

Wie ist doch die Erde so schön, so schön!
Das wissen die Flüss' und Seen:
Sie malen im klaren Spiegel
Die Gärten und Städt' und Hügel
Und die Wolken, die drüber gehn!

Und Sänger und Maler wissen es,
Und es wissen's viel andere Leut';
Und wer's nicht malt, der singt es,
Und wer's nicht singt, dem klingt es
In dem Herzen vor lauter Freud'!

Robert Reinick.
(* Danzig, 1805 — † Dresden, 1852)

* Wo und wann geboren. † Wo und wann gestorben.

2. Die Ferne.

Hast du denn schon die Sonne gefragt, wohin sie des Abends geht, wenn sie hinter die Berge hinabzieht? — Ich denke wohl, hinter den Bergen wohnen auch Leute; nach denen muß sie sehen. Dort scheint sie auch auf Wiesen und Felder, auf Städte und Dörfer.

Oder den Bach, der da draußen vorbeiläuft, — hast du den einmal gefragt: „Wo hinaus, Freund?" — Der hat nimmer Ruhe, muß hinunter in den Fluß und mit ihm vor mancher Stadt vorbei bis ins Meer.

Oder hast du gesehen, wie im Herbste die Schwalben um den Kirchturm fliegen und in die blaue Luft hinausrufen: „Zieht mit! Zieht mit!" Viele hundert Meilen weit geht ihre Reise hin nach einem wärmeren Lande.

Wer da mitwandern könnte! Mit der Sonne über die Berge oder mit dem Bache zum Meere oder mit den Schwalben in ein wärmeres Land! Da gäbe es viel zu sehen und zu hören, denn die Erde ist groß und schön und voll Mannigfaltigkeit. Es leben über tausend Millionen Menschen auf der Erde, und sie sind von verschiedener Gestalt und Farbe.

In dem einen Lande fällt niemals Schnee, und es stehen da im Sonnenschein prächtige Wälder mit immergrünem Laube. In den Wäldern dort schwirrt und lärmt es von buntfarbigen Papageien und mancherlei Affen, und der Boden bringt reiche Frucht hervor, ohne daß der Mensch viel zu säen und zu pflanzen braucht. Aber in den Wäl-

dern lauern auch giftige Schlangen; Löwen, Tiger und andere reißende Tiere machen selbst auf den Menschen Jagd.

Neben den Wäldern sind ungeheure Sandwüsten, und die Leute leben noch halbnackt in elenden Hütten.

In anderen Ländern aber wird es beinahe den Tannen im Winter zu kalt; das Land ist öde und unfruchtbar und man kann viele Meilen weit gehen, ohne einen Menschen anzutreffen. Doch leben dort wiederum allerlei Pelztiere, und die Leute können sich Pelze verschaffen zum Schutz gegen die Kälte. Und so kalt es ist, freuen sich auch in jenen Gegenden die Menschen ihres Lebens.

Jedes Land hat seine Freude, aber auch seine Plage, und wo viel Lust ist, da ist auch meistens viel Last.

3. Zwei Wanderer.

Zwei Wanderer zogen hinaus zum Tor
Zur herrlichen Alpenwelt empor;
Der eine ging, weil's Mode just,
Den andern trieb der Drang in der Brust.

Und als daheim nun wieder die zwei,
Da rückt die ganze Sippschaft herbei,
Da wirbelt's von Fragen ohne Zahl:
„Was habt ihr gesehn? Erzählt's einmal!"

Der eine drauf mit Gähnen spricht:
„Was wir gesehn? Viel Rares nicht!

Ach, Bäume, Wiesen, Bach und Hain,
Und blauen Himmel und Sonnenschein!"

Der andre lächelnd dasselbe spricht,
Doch leuchtenden Blicks, mit verklärtem Gesicht:
„Ja, Bäume, Wiesen, Bach und Hain,
Und blauen Himmel und Sonnenschein!"

Anastasius Grün (pseud. für A. A. von Auersperg).
(* Laibach, 1806 — † Graz, 1876)

die Sippschaft = die Sippe, die Verwandten.

4. Wellenspiel.

Es war einmal eine Quelle, die hatte viele kleine Wellen, wie eine Mutter liebe Kinder hat. Die waren frisch und munter und hatten klare Augen, darin sich Sonne, Mond und Sterne spiegelten.

Vor der brennenden Sonnenhitze des Mittags führte die Quelle ihre Wellchen in den Schatten hoher Bäume. Die Wellchen spielten mit den Kieseln im Sande, murmelten fröhlich dabei und sprangen munter hin und her. Dabei aber entfernten sie sich mehr und mehr von der Quelle. Plötzlich hörten sie ein Rauschen und wurden neugierig, was das wohl wäre.

Es lief ein Bächlein vorüber, das auch solche lustige Wasserkinder mit sich führte. Auch unsere Wellen wollten mit und vergaßen die Quelle, von der sie kamen. Das Bächlein führte sie weg.

Hei! das ging lustig über Stock und Stein. Je weiter es ging, desto mehr Wellchen kamen dazu, und aus dem Bächlein wurde ein großer Bach und dann ein Fluß. Der aber lief nicht mehr so lustig bergab, sondern schlich träge durch die Ebene dahin.

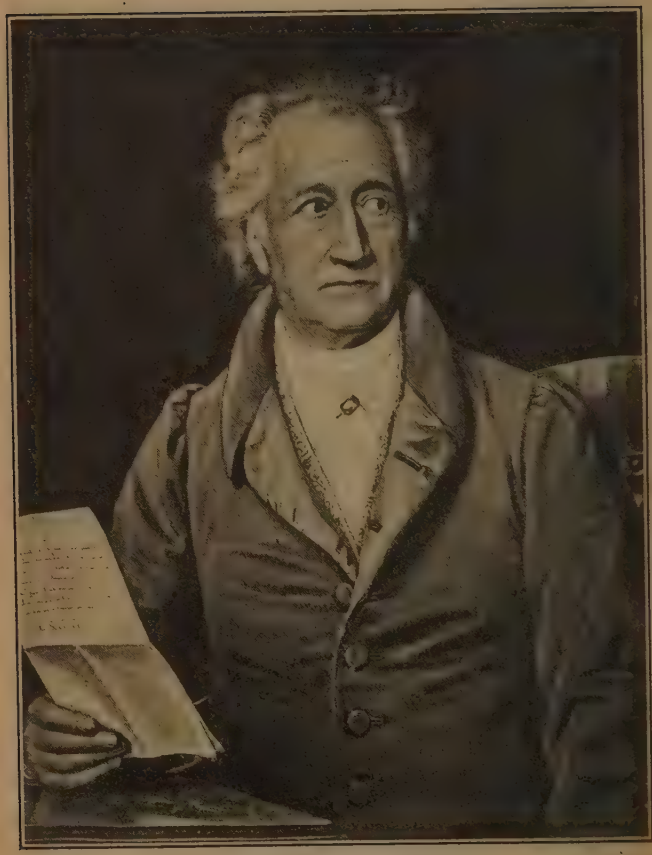
Die Wellen waren müde geworden und trübe von der schlammigen Erde. Das gefiel ihnen nicht. Sie sehnten sich zurück zu der klaren Quelle — doch konnten sie nimmer den Rückweg finden.

Da zogen Wölkchen, silberweiß, am blauen Himmel über die Erde hin. Traurig sahen die Wellen empor und wünschten sich hinauf zu den Wölkchen.

Ein leichter, linder Wind strich über das Wasser hin. Der löste die Wellchen los und stieg mit ihnen in die Höhe. Oben aber wurden sie auch zu Silberwölkchen und sahen hinab auf die Erde, und sie freuten sich über die schöne Aussicht.

Aber so blieb es nicht lange. Große Wolken kamen hinzu; die kleinen Silberwölkchen verschwanden, und die Sonnenstrahlen auch. Ein rauher, kalter Wind kam noch dazu und wirbelte alles durcheinander. Jetzt wurde es den Kleinen angst und bange. Sie dachten wieder an ihre Heimat und wünschten sich zurück zu der Mutter, der Quelle.

Als es aber nun gar zu donnern und zu blitzen begann, da fingen die geängstigten Wölkchen an bitterlich zu weinen. Große Tropfen fielen aus ihnen nieder zur Erde. Die Menschen drunten aber sagten, es regne. Und die Bäume



Johann Wolfgang von Goethe

in den Wäldern und die Pflanzen auf den Feldern und in den Gärten fingen die Tropfen auf. Auch die Erde sog sie gierig ein. Alles freute sich, denn es war lange trocken gewesen.

Und so sind die Wellchen wieder heimgekommen zu der Quelle.

5. Gefunden.

Ich ging im Walde
So für mich hin,
Und nichts zu suchen,
Das war mein Sinn.

Im Schatten sah ich
Ein Blümchen stehn,
Wie Sterne leuchtend,
Wie Äuglein schön.

Ich wollt' es brechen,
Da sagt' es fein:
Soll ich zum Welken
Gebrochen sein?

Ich grub's mit allen
Den Würzlein aus,
Zum Garten trug ich's
Am hübschen Haus.

Und pflanzt' es wieder
Am stillen Ort;
Nun zweigt es immer
Und blüht so fort.

Johann Wolfgang von Goethe.
(* Frankfurt a. M., 1749 — † Weimar, 1832)

6. Der Radfahrer.

Hui, was fliegt da die Straße entlang? Ich sehe zwei Räder, die sich schnell drehen, und darauf hockt ein Mensch, und seine Beine heben und senken sich, als träte er eine Nähmaschine. „Lustig ist's, so dahin zu sausen auf der ebenen Straße," das steht auf des Radfahrers Gesicht geschrieben. Sieh, wie gewandt er sich mit dem schmalen Rade zwischen zwei Wagen hindurchschlängelt, nirgends anstößt, höflich den Fußgängern ausweicht. Das ist einer, der das Fahren auf dem Zweirad gut versteht. Auch vorsichtig ist er. Immer hat er die Hand an dem Glöckchen, und wenn jemand seinen Weg kreuzt, so klingelt er. Er warnt uns. Er hat Furcht, jemand zu verletzen oder gar zu überfahren. Ja, nun wird das Menschengedränge zu dicht, nun muß der Radfahrer absteigen. Nun fährt er sein Zweirad mit der Hand neben sich her. Er lacht dabei und denkt: „Muß ich dich auch führen, mein liebes Zweirad, so brauche ich dich doch gar nicht zu füttern, wie der Kutscher dort auf dem Platze seine Pferde füttert." Jetzt ist Raum geworden. Schnell schwingt sich der Radfahrer

wieder auf sein Rad, ergreift die Lenkstange und rollt schnell dahin. Es geht weich und sanft.

Die Räder sind mit Gummischlauch eingefaßt. Im Schlauch ist Luft. „Nein, ich freue mich, daß ich kein Fußgänger bin," denkt der Radfahrer. P—ff macht es plötzlich. O weh, o weh! Was ist geschehn? Der Gummischlauch ist geplatzt, die Luft ist aus dem Schlauche entwichen. Das kommt von der Glasscherbe her, die auf dem Fahrwege liegt. Die Scherbe hat den Schlauch zerschnitten. Armer Radfahrer, was machst du jetzt? Wieder ist er abgestiegen. Nun muß er sich eine ruhige Straße suchen und sein Zweirad flicken. „Siehst du," sagt der Fußgänger, „jetzt lachst du mich nicht mehr aus! Jetzt geh' ich an dir vorbei!"

n. Ilse Frapan-Akunian.
(* Hamburg, 1852)

7. Nachgeben stillt den Krieg.

Zwei Fuhrleute begegneten einander in einem Hohlwege, und es war nicht leicht, wie der eine dem andern ausweichen sollte. „Fahre mir aus dem Wege!" rief der eine. „Ei, so fahre du mir aus dem Wege!" schrie der andere. „Ich will nicht!" sagte der eine. „Und ich brauche es nicht!" sagte der andere, und weil keiner nachgab, kam es zu heftigem Zanke und zu Scheltworten.

„Höre du," sagte endlich der erste, „jetzt frage ich dich zum letzten Male, willst du mir aus dem Wege fahren oder nicht? Tust du's nicht, so mache ich's mit dir, wie ich's

heute schon mit einem gemacht habe." — Das schien dem andern doch eine bedenkliche Drohung. „Nun," sagte er, „so hilf mir wenigstens deinen Wagen ein wenig beiseite schieben, ich habe ja sonst nicht Platz, um mit dem meinigen auszuweichen." Das ließ sich der erste gefallen, und in wenigen Minuten war die Ursache des Streites beseitigt.

Johann Peter Hebel

Ehe sie schieden, faßte sich der, welcher aus dem Wege gefahren war, noch einmal ein Herz und sagte zu dem andern: „Höre, du drohtest doch, du wolltest es mit mir machen, wie du es heute schon mit einem gemacht hättest; sage mir doch, wie hast du es mit dem gemacht?" — „Ja, denke dir," sagte der andere, „der Grobian wollte mir nicht aus dem Wege fahren, da — fuhr ich ihm aus dem Wege!"

Johann Peter Hebel.
(* Basel, 1760 — † Schwetzingen, 1826)

8. Die Rache.

Der Knecht hat erstochen den edeln Herrn,
Der Knecht wär' selber ein Ritter gern.

Er hat ihn erstochen im dunkeln Hain
Und den Leib versenkt im tiefen Rhein,

Hat angeleget die Rüstung blank,
Auf des Herren Roß sich geschwungen frank.

Und als er sprengen will über die Brück',
Da stutzet das Roß und bäumt sich zurück.

Und als er die güldnen Sporen ihm gab,
Da schleudert's ihn wild in den Strom hinab.

Mit Arm, mit Fuß er rudert und ringt,
Der schwere Panzer ihn niederzwingt.

Johann Ludwig Uhland.
(* Tübingen, 1787 — † Tübingen, 1862)

9. Auf der Reise.

„Morgen muß ich wieder für unsere Firma eine Reise übers Meer antreten," sagte der Vater beim Abendessen, „und ich werde wohl diesmal sechs Wochen oder länger von euch weg sein."

„Ach, erzähle uns doch, Papa," bat der kleine Fritz, „wie

es auf einer so langen Reise zugeht, die du jedes Jahr machst!"

„Meine Dampferkarte," begann der Vater, „habe ich bereits vor drei Wochen gelöst, damit ich noch einen guten Platz auf dem Schiff bekam. Die Fahrkarte für die Eisenbahn werde ich erst morgen am Bahnhofe kaufen. Ich wünsche, die Fahrt nach der Hafenstadt wäre schon vorüber; die ist gar nicht angenehm!"

„Du kannst doch im Eisenbahnzuge essen und auch schlafen," meinte Fritz.

„Das wohl," gab der Vater zu, „aber im Bahnwagen ist alles eng, so daß man sich nicht viel Bewegung verschaffen kann. Dann das fortwährende Rütteln und Schütteln. Am lästigsten ist aber der Rauch aus der Lokomotive, der oft in die Wagen dringt, besonders wenn man durch einen Tunnel fährt. Ich hoffe darum, daß man bald mittels einer elektrischen Bahn überall wird hinfahren können, oder besser noch mit einem Luftschiff. Wie viel bequemer und angenehmer ist die Reise auf einem modernen Dampfer! Da lebt man so gut wie in einem großen Hotel. Man ißt daselbst beinahe den ganzen Tag und ist doch immer hungrig, obwohl man während der Ozeanfahrt eigentlich nichts arbeitet. Allein die Seeluft macht Appetit, und Bewegung kann man sich auf dem Dampferdeck genug verschaffen!"

„Ist es nicht langweilig," fragte Fritz, „so tagelang immer auf dem Schiffe zubringen zu müssen?"

„Sicherlich nicht; durch allerlei Kurzweil, durch Spiele

und Lesen und bei den Abendunterhaltungen im großen Speisesaal kann sich jeder nach Geschmack leicht die Zeit vertreiben, so daß die acht bis zehn Tage der Überfahrt schnell genug vorübergehen. Schon in den ersten Tagen werden die Reisenden unter sich bekannt und betrachten sich als eine große Familie."

„Schaukelt das Schiff nicht sehr und wird man davon nicht seekrank?" fragte Fritz wieder.

„Auf den großen Dampfern," erwiderte der Vater, „merkt man das Schaukeln kaum, und nur wenige der Reisenden bekommen die Seekrankheit.

Eine angenehme Abwechslung ist es stets, wenn man mitten auf dem Ozean einen andern großen Dampfer oder ein stattliches Segelschiff an sich vorüberfahren sieht. Die meiste Freude, besonders für die Kinder, bereitet aber immer eine Herde oder Schule von Delphinen, schnell schwimmenden Fischen, wenn sie an der Seite des Dampfers auf- und niedertauchen und mit dem Schiff um die Wette zu schwimmen scheinen. Alles jubelt da den munter spielenden Tieren zu.

Während man die Delphine nur auf hoher See zu sehen bekommt, begleiten die Möwen das Schiff bei der Abfahrt und etwa einen Tag vor der Ankunft. Viele Dutzend dieser Vögel mit dem weißen und hellgrauen zarten Gefieder schweben behende hinter dem Dampfer her und picken aus dem Wasser die Küchenabfälle auf, die über Bord geworfen werden. Auch die Reisenden werfen ihnen gerne Stückchen Brot oder Kuchen zu, die von den prächtigen Fliegern

geschickt aufgefangen werden. Sind die Möwen vom langen Fliegen müde, dann lassen sie sich ein Weilchen auf den Wellen schaukeln, denn sie sind auch ausgezeichnete Schwimmvögel.

So angenehm und unterhaltend die Ozeanfahrt sein mag, am Ende sind die Reisenden doch recht froh und glücklich, wenn sie das Festland wieder sehen und sichern Boden unter die Füße bekommen.

Unvergeßlich, mein lieber Junge, ist aber jedem Reisenden der erste Anblick des unendlichen Meeres, wenn das Auge nichts als Himmel und Wasser sieht. Da kommt sich der Mensch gar klein und unbedeutend vor!"

Emil Kramer.
(* St. Leon, Baden, 1861)

10. Der Jung' auf See.

Spät ist's im Herbst und dunkle Nacht,
Da ist die Mutter aufgewacht.
Sie hört den Wind, der draußen weht,
Wie um das Haus er heulend geht,
Und ihr Junge ist auf See!

In finstrer Nacht auf wilder See,
Kein Stern glänzt nieder aus der Höh'.
Wie da wohl hoch die Wogen gehn!
Gar bald ist's um ein Schiff geschehn —
Und der Junge ist auf See!

O Mutter, sorg dich nicht zu sehr!
Wie wild auch Wind und Wasser wär',
Wir stehn doch in derselben Hand,
Die fest uns hält: uns auf dem Land
Und den Jungen auf der See!

Johannes Trojan.
(* Danzig, 1837 — † Rostock, 1915)

11. Die Tanne am Wege.

Am Waldesrande, nicht weit vom Wege, stand eine einzelne Tanne. Sie war hoch und schlank, die schönste des Waldes. Wer vorüberging, freute sich des stattlichen Baumes.

„Wie schade, daß du hier so einsam stehst, du schöner Baum!" sagte ein reicher Mann, als er im Wagen vorbeifuhr. „Hätte ich dich in meinem Garten, solltest du den allerbesten Platz bekommen." Mißgünstig, daß der Wald einen prächtigeren Baum habe als sein Garten, rollte er von dannen.

„Hätte ich dich auf meiner Schiffswerfte, du ragender Stamm, so solltest du mir ein trefflicher Mast werden!" meinte der Schiffsbaumeister, der gerade durch den Wald schritt. „Für mein neuestes Vollschiff wärest du eine Zierde!"

Da kamen zwei Handelsleute des Weges. Der eine sprach zum andern: „Wie dumm die Menschen sind, solch schönes Holz überständig werden zu lassen! Was gäbe das

für Bretter und Bohlen, und die Rinde zwei Wagen Lohe; der Baum könnte sich doppelt bezahlen!" Und ärgerlich, daß ihnen der Baum nicht gehöre, gingen sie davon.

„Ach, wenn der alte Baum doch dürr werden wollte!" dachte eine alte Frau, die mühsam eine Tracht Reiser zusammengelesen hatte und ein wenig unter der Tanne ausruhte. „Wenn der einginge, so ganz nach und nach, ein Ast zur Zeit, und ich könnte alles holen, da hätte ich Feurung auf lange!"

Nun kamen auch zwei Kinder, die blieben vor der Tanne stehen und beugten ihre kleinen Köpfe weit zurück, damit sie bis an die Spitze des mächtigen Baumes sehen konnten. Und das kleine Mädchen sagte zum Bruder: „Ach, wenn das ein Christbaum wäre, wie wunderschön! Ja, solch' einen Baum wünschte ich mir zu Weihnachten. Da würden genug Nüsse und Äpfel daran hängen können für dich und mich und für alle Kinder in der Nachbarschaft. Und Lichter sollten in dem Baum sein, so viel, als Sterne am Himmel stehen!" Langsam gingen sie weiter, aber der Baum wollte ihnen nicht aus dem Sinn.

Die Tanne aber stand ruhig an ihrem Platze: sie war zufrieden, den Vögeln der Luft und den Tieren des Waldes Unterschlupf zu gewähren. Es kümmerte sie wenig, was einst aus ihr werden würde.

Vollschiff = dreimastiges großes Fahrzeug.
überständig = zu lange stehen geblieben.
eingehen = absterben.

12. Der Wanderer in der Sägemühle.

Dort unten in der Mühle saß ich in süßer Ruh'
Und sah dem Räderspiele und sah den Wassern zu.

Sah zu der blanken Säge, — es war mir wie ein Traum —
Die bahnte lange Wege in einen Tannenbaum.

Die Tanne war wie lebend; in Trauermelodie,
Durch alle Fasern bebend, sang diese Worte sie:

„Du kehrst zur rechten Stunde, o Wanderer, hier ein;
Du bist's, für den die Wunde mir dringt ins Herz hinein.

Du bist's, für den wird werden, wenn kurz gewandert du,
Dies Holz im Schoß der Erden ein Schrein zur langen Ruh'."

Vier Bretter sah ich fallen; mir ward's ums Herze schwer.
Ein Wörtlein wollt' ich lallen, da ging das Rad nicht mehr.

Justinus Kerner.

(* Ludwigsburg, 1786 — † Weinsberg, 1862)

Schrein = Kasten, Sarg.

13. Die Feder und die Schreibmaschine.

Heinrich half gerne seinem Vater nach dem Schulschlusse im Geschäft. Als er an einem heißen Tage im Juni die Briefe, die der Vater mit der Schreibmaschine geschrieben hatte, in die Umschläge steckte und die Adressen schrieb, hörte er plötzlich, wie die Schreibmaschine sagte: „Ach, du armseliger Federkiel, höre doch endlich einmal auf mit

deinem Geschnarre! Wie dir der schwarze Saft aus deinem schmutzigen Schnabel läuft! Du taugst auch nur für die Schulkinder, die sich nicht schämen, die Finger mit dir zu besudeln. Auch machst du dir gar oft den Spaß, das Papier zu bespritzen, oder einen großen Klecks zu machen. Darum gebraucht mein Herr auch lieber meine geläufigen Tasten, welche die Buchstaben so schön sauber und flink zu Papier bringen, und überläßt dich dem kleinen Heinrich, der noch nicht mit mir umzugehen weiß!"

Zu Heinrichs Erstaunen fing nun auch die Feder zwischen seinen Fingern an zu sprechen und sagte: „Hast du dich nun ordentlich ausgeklappert, alte Schwätzerin? Wer hat dir denn verraten, daß ich nur für die Schulkinder tauge? Trägt mich doch unser lieber Herr auf allen seinen Reisen in der Westentasche dicht an seinem Herzen, und schreibt mit mir die schönsten Briefe an den kleinen Heinrich und dessen Mutter. Neulich erfaßte mich die kleine Marie, als ihre Mama an den Papa schrieb, und ich machte einen Klecks. Da lachte die Mama und schrieb daneben: „Ein fetter Gruß vom Mariechen." Als Papa nachher den Brief las, küßte er den Klecks viele Male. Da siehst du nun, daß ich unserm Herrn und seinen Lieben mit meinem Geschnarre, wie du es nennst, und mit meinen Kleckse viel Freude machen kann, die du ihm nicht machst!"

Da wollte die Schreibmaschine nichts mehr hören. Sie klapperte so laut, daß dem Heinrich die Feder vor Schrecken aus den Fingern fiel.

Friedrich W. Strubbe.
(* Cincinnati, 1860)

Friedrich Rückert

14. Drei Paare und Einer.

Du hast zwei Ohren und einen Mund;
Willst du's beklagen?
Gar vieles sollst du hören, und
Wenig darauf sagen.

Du hast zwei Augen und einen Mund;
Mach dir's zu eigen!
Gar manches sollst du sehen, und
Manches verschweigen.

Du hast zwei Hände und einen Mund;
Lern es ermessen!
Zwei sind da zur Arbeit, und
Einer zum Essen.

Friedrich Rückert.
(* Schweinfurt, 1788 — † Neuses bei Koburg, 1866)

15. Ein kluges Eichhörnchen.

Der Waldhüter Josef hatte ein zahmes Eichhörnchen, das er in seiner Stube frei umherspringen ließ. Täglich bekam es eine Nuß oder eine Brotkruste, und manchmal auch ein Stückchen Zucker. Wenn Josef nun morgens in den Wald ging, wollte das kleine Eichhörnchen nicht allein zu Hause bleiben. Schnell schlüpfte es in die Rocktasche seines Herrn und ging mit. Auf dem Wege durch das Dorf streckte es neugierig sein Köpfchen heraus und schaute mit seinen hellen Äugelein alles an, was vorbeiging. Sobald Josef aber in den Wald kam, hüpfte das Tierchen aus seinem Versteck. Munter lief es nun im Grase herum, kletterte auf die Bäume und suchte Nüsse, Eicheln und Bucheckern, gerade wie wilde Eichhörnchen. Hörte es jedoch irgend jemanden herankommen, hurtig lief es dann zu seinem Herrn zurück, versteckte sich in der Tasche und blieb darin, bis alle Gefahr vorüber war. Am Abend durfte das treue Tierchen den Rückweg wiederum in seinen warmen Schlupfwinkel machen.

In der Rocktasche pflegte das Eichhörnchen auch jede Nacht zu schlafen. Der Waldhüter hängte nämlich, wenn er heim kam, seinen Rock hinter der Türe auf; das Tierchen suchte dann abends dünne Zweiglein und Blätter zusammen und machte sich daraus in der Tasche sein Bettchen zurecht. Hier schlief es nun bis zum frühen Morgen.

Einmal schlich während der Nacht, als Josef schlief, ein Dieb in die Stube. Der suchte überall nach Geld und anderen Wertsachen. Bald steckte er auch seine diebischen

Finger in die Rocktasche, worin das Eichhörnchen schlief. Das Tierchen merkte sofort, daß es nicht die Hand seines Freundes war und biß mit seinen scharfen Zähnen den Dieb heftig in die Finger. Vor Schrecken und Schmerz schrie der Dieb laut auf. Dadurch wurde der Waldhüter wach, sprang schnell aus dem Bett und faßte den Dieb, ehe er entlaufen konnte.

16. Schnellsprechübungen.

Bürsten Bürsten mit schwarzen Borsten besser als Bürsten mit weißen Borsten?

Hinter unseres Herrn Hühnerhaus hackt Hans Holz.

Esel fressen Nesseln gern.

Fischers Fritz fischt Fische.

Drei Teertonnen, drei Trantonnen.

Kein klein Kind kann Kirschkerne knacken.

Schneiders Schere schneidet scharf.

Schnalle schnell die Schnallen an!

Zwei zischende Schlangen saßen zwischen zwei spitzigen Steinen.

Zeisige zwitscherten auf den Zweigen.

Wenn mancher Mann wüßte, wer mancher Mann wär',
Gäb' mancher Mann manchem Mann manchmal mehr Ehr'.
Weil mancher Mann nicht weiß, wer mancher Mann ist,
Drum mancher Mann manchen Mann manchmal vergißt.

Wilhelm Hauff

17. Reiters Morgengesang.

Morgenrot,
Leuchtest mir zum frühen Tod?
Bald wird die Trompete blasen;
Dann muß ich mein Leben lassen,
Ich und mancher Kamerad!

Kaum gedacht,
Wird der Lust ein End' gemacht.
Gestern noch auf stolzen Rossen,
Heute durch die Brust geschossen,
Morgen in das kühle Grab!

Ach, wie bald
Schwindet Schönheit und Gestalt!
Tust du stolz mit deinen Wangen,
Die wie Milch und Purpur prangen?
Ach, die Rosen welken all'!

Darum still
Füg' ich mich, wie Gott es will.
Nun, so will ich wacker streiten,
Und sollt' ich den Tod erleiden,
Stirbt ein braver Reitersmann.

Wilhelm Hauff.
(* Stuttgart, 1802 — † Stuttgart, 1827)

18. Totenstille?

Sie waren alle ausgegangen, Vater, Mutter und die Kinder, die großen und die kleinen, in die schöne Winterwelt hinein. Nur Frida saß zu Hause an der Fensterbank und stickte an ihrer Weihnachtsarbeit, bis es dunkel wurde und draußen die Laternen brannten. Da legte sie ihre Arbeit hin und sah in die dunkle Straße hinein. Wie still! Alle waren sie ausgegangen. Nur eine Frau ging fort, um etwas zu holen. Dann schlug auch sie die Türe hinter sich zu. Und nun war gar nichts mehr da, gar nichts mehr, als wäre die Welt ausgestorben. Wirklich? Totenstill? Frida machte die Augen zu und horchte und horchte. Aber man hörte ja doch immer noch etwas.

Die Uhr tickt hin und her. Im Ofen summt das Feuer.

Da verbrennt ein Stück Holz, knick, knack! sagt es, wie ein Gewehr. Der Kaffee steht auf dem Ofen, leise, leise klappert der Deckel auf und ab. Frida legt sich ein Ohr in die Hand, darin saust es und rauscht es wie wildes Wasser. Nun läuten die Glocken, ganz fein, ganz weit weg in der Stadt. Dann hört man sprechen und poltern. Die Tür geht, sie kommen wieder.

Und totenstill ist es nicht gewesen.

Fritz Gansberg.

Hier

19. Mein Vaterland.

Treue Liebe bis zum Grabe
Schwör' ich dir mit Herz und Hand;
Was ich bin und was ich habe,
Dank' ich dir, mein Vaterland.

Nicht in Worten nur und Liedern
Ist mein Herz zum Dank bereit,
Mit der Tat will ich's erwidern
Dir in Not, in Kampf und Streit.

In der Freude, wie im Leide,
Ruf' ich's Freund und Feinden zu:
Ewig sind vereint wir beide,
Und mein Trost, mein Glück bist du.

Treue Liebe bis zum Grabe
Schwör' ich dir mit Herz und Hand;
Was ich bin und was ich habe,
Dank' ich dir, mein Vaterland.

A. H. Hoffmann von Fallersleben.
(* Fallersleben, 1798 — † Korvei in Westfalen, 1874)

20. Wer hat Amerika entdeckt?

In dem Teile Europas, den man jetzt Norddeutschland nennt, wohnten vorzeiten die Sachsen, ein germanischer Volksstamm.

Diese Sachsen waren tapfere Krieger und kühne Seefahrer. Schon um das Jahr 450 waren sie über die Nordsee gesetzt und hatten England erobert. Während aber die anderen deutschen Stämme im Laufe der Zeit den christlichen Glauben annahmen, weigerten dieses die Sachsen, bis endlich der fränkische König und römische Kaiser, Karl der Große, das Sachsenland eroberte und die Bewohner zwang, entweder Christen zu werden oder auszuwandern. Viele wählten das letztere und zogen nordwärts nach Dänemark und Norwegen, wo sie sich eine neue Heimat gründeten. Diese Ausgewanderten nannte man seitdem Nordmänner oder Normannen. Als solche unternahmen sie weite und gefahrvolle Seefahrten und Raubzüge unter der Anführung ihrer Häuptlinge, der Wikinger.

Doch auch aus Norwegen wichen die trotzigen Helden vor dem sich immer weiter ausbreitenden Christentume. Sie fuhren nach der Insel Island, und von dort aus setzten sie ihre Züge fort. Bald erreichten sie das nahe Grönland. Aber noch weiter westlich fuhren sie; denn isländische Überlieferungen sagen deutlich, daß vor mehr als neunhundert Jahren, also fast ein halbes Jahrtausend vor der ersten Entdeckungsreise des Kolumbus, ein normannisches Schiff an unserer Küste, wahrscheinlich in der Gegend des heutigen

Wiking

Neuengland, landete. Einer von der Mannschaft, Tyrker, drang eine Strecke weit ins Land vor und brachte wilde Reben und Weintrauben mit zurück. Davon, und von gefällten Baumstämmen, wie es auf ihrer kalten Insel keine gab, nahmen die Seefahrer eine Ladung ein und verließen die Küste, der sie den Namen Vinland gaben. Andere Schiffe folgten, und während einiger Jahre bestand in Vinland eine Niederlassung der Nordmänner. Sie wurde schließlich aufgegeben, wahrscheinlich weil das Holzfällen und das Bebauen des Landes nicht nach dem Geschmacke der Seefahrer war, und sie einsehen mochten, daß sonst keine Reichtümer dort zu holen seien. So wurde der kaum begonnene Verkehr wieder abgebrochen.

Ein bleibendes Andenken hinterließen die Normannen an unserer Küste nicht, und in Europa mochten sie wohl von ihrer Entdeckung gar nicht viel erzählt haben, wodurch es kam, daß dieselbe nicht allgemein bekannt wurde und vergessen war, als Kolumbus hier landete.

So ist es gekommen, daß Kolumbus und die Spanier lange die Ehre genossen haben, — die von Rechts wegen Tyrker und den Wikingern zuzusprechen ist, — die Entdecker Amerikas genannt zu werden. Dieses freilich bezieht sich nur auf die Ostküste des Landes. Von der Westküste wird übrigens ebenfalls berichtet, daß es nicht die Spanier waren, die dort zuerst landeten, sondern die Chinesen, und zwar noch ehe die Nordlandsrecken kamen.

der Recke = ein Mann von besonderer Größe und Stärke.

21. Christoph Kolumbus.

Christoph Kolumbus, ein geborener Genueſe, war ein Seemann von Jugend auf und hatte, ehe er zwanzig Jahre zählte, ſchon weite Reiſen gemacht. Im 15. Jahrhundert waren die Portugieſen die kühnſten Seefahrer; um über ihre Entdeckungen Näheres zu erfahren, begab ſich Kolumbus nach Portugal. Dort hörte er, daß von Weſten her bisweilen Schilfrohr und künſtlich bearbeitetes Holz an die Küſte getrieben werde; ſogar einmal ſeien zwei Leichname einer unbekannten Menſchenraſſe herangeſchwemmt worden. Die Erde iſt eine Kugel, dachte Kolumbus; alſo muß man jenſeits des Atlantiſchen Ozeanes endlich auch nach den Oſtländern gelangen können. Wer weiß, ob dieſer Weg nach Indien und Japan nicht kürzer iſt als der um die Südſpitze von Afrika? Dieſer Gedanke ließ ihm keine Ruhe. Da ſeine Vaterſtadt keine Schiffe zu einer Entdeckungsfahrt hergeben wollte, und auch der König von Portugal ihn abwies, ging Kolumbus nach Spanien. Dort erhielt er nach achtjährigem Bemühen endlich drei kleine Schiffe mit 120 Mann.

So fuhr der kühne Entdecker in das unbekannte Weltmeer hinaus. Ein günſtiger Wind trieb die Fahrzeuge ſchnell vorwärts. Nach einigen Tagen, als die Seefahrer ſchwimmendes Gras und einen Landvogel bemerkten, glaubten ſie dem Ende ihrer Fahrt nahe zu ſein. Aber Kolumbus hatte ſich die Reiſe um die Erde viel zu kurz vorgeſtellt; ſo oft man am Horizonte Land zu erblicken wähnte, war es ſchließlich nur täuſchendes Gewölk, und bald begann

Die Landung des Kolumbus

die Mannschaft den Mut zu verlieren. Noch viele Tage vergingen; da sah Kolumbus, der auf dem hohen Hinterdeck seines Admiralschiffes „Santa Maria“ Nachtwache hielt, fern im Westen ein Licht schimmern. Um zwei Uhr morgens ertönte ein Kanonenschuß von dem vorausfahrenden Schiffe „Pinta“; man hatte auch von dort aus etwas bemerkt. Am 12. Oktober 1492 bei Sonnenaufgang lag das Land als ein langer, grauer Streifen in geringer Entfernung vor den Seefahrern. Es war die bewaldete Insel Guanahani, eine der westindischen Inseln. Aus den Wäldern kamen die nackten, braunen Bewohner hervor und sahen die Schiffe verwundert an. Kolumbus ließ Anker werfen und die Boote bemannen. Dann ruderte er ans Land. Dort warf er sich mit heißem Dankgebet nieder, küßte den Boden und nahm feierlich von dem neuentdeckten Gebiete Besitz. Die Insel nannte er San Salvador.

22. Der Tod des Kolumbus.[1]

Wie lieblich schien die Sonne,
Wie still ihr, Berge, wart!
Es war ein Tag der Wonne,
Der Tag der Himmelfahrt.
Da nahm vom Sterbebette
Kolumbus' Geist den Flug
Und ließ dem Grab die Kette,
Die er im Leben trug.

[1] Kolumbus starb am 20. Mai 1506, dem Himmelfahrtstage. Er wollte die von ihm ungerecht getragenen Ketten in seinen Sarg gelegt haben.

Auf dunklem Meerespfade,
Als ihm zum erstenmal
Der neuen Welt Gestade
Erschien im Morgenstrahl,
Von jenem Tag umschwebte
Des Helden Geist ein Bild,
Und Siegesahnung bebte
Um seine Lippe mild.

„Ich seh' euch wieder, Wogen
Im blauen Ozean!
Es haben nicht betrogen
Die Sterne meine Bahn:
Empor, ihr müden Späher!
Zerbrecht des Schlummers Band!
Seht hin — das Licht kommt näher,
Es winkt uns — winkt uns — Land!"

Das Licht des ew'gen Tages
Umfing die Seele da,
Die, freien Flügelschlages,
Sich schon im Äther sah.
Und seiner Qual entflohen,
Dem Undank seiner Zeit,
Verklärte den Heroen
Dein Gruß, Unsterblichkeit.

Hermann Lingg.
(* Lindau, 1820 — † München, 1905)

23. Die Teilung der Erde.

Als der „große Geist" die Flüsse, die Luft und den Wald geschaffen und sie mit allerlei Tieren belebt hatte, beschied er den roten Mann und seinen jüngeren Bruder, den weißen, zu sich in seine Wohnung und zeigte ihnen die vielen Büffel, Bären, Ottern und Biber.

„Seht," sagte er, „diese meine Geschöpfe gebe ich euch zum Eigentum; ihr sollt über sie herrschen und sie sollen euch zur Nahrung dienen!"

Darauf begann er sie zu verteilen. Der rote Mann, den er am meisten liebte, weil er ein munterer, kräftiger und furchtloser Bursche war, erhielt die stärksten und wildesten Tiere; dem weißen Manne wurden das Schaf, das Schwein, die Kuh, die Ente und die Gans gegeben, und von den Fischen erhielt er nur die dünnen und leichten, die man bequem mit der Angelrute herausziehen kann, während die des roten Mannes so lang und schwer waren, daß sie mit Speeren gefangen werden mußten.

Nun nahm der weiße Mann die ihm zugewiesenen Tiere und trieb sie auf eine freundliche Ebene mit fettem Boden und üppigem Grase. Dort zähmte er sie, band Pferde und Ochsen zusammen zum Fahren und Pflügen, aß das Fleisch des trägen Schweines und machte sich Kleider aus der Wolle des geduldigen Schafes.

Der rote Mann aber wickelte seine Tiere in eine große Decke, die er zufällig bei sich hatte, und legte sich schlafen.

Nach einigen Tagen erwachte er wieder, doch als er sich

nach seinen Tieren umsah, waren alle verschwunden. Sie waren, als er schlief, herausgekrochen und hatten sich im Walde und auf den Feldern einen angenehmen Aufenthalt gesucht. Um sie einzufangen, mußte er nun das Geschäft des Jagens betreiben, welches ihm so viel Vergnügen machte, daß er nie bereute, zu jener Zeit geschlafen zu haben. Auch seine Nachkommen sollen ihm niemals einen Vorwurf gemacht haben.

der große Geist = der Gott der Indianer.

24. Das Opfer.

Bei den Mohawk-Indianern,
Die am Niagara wohnen,
Bringen sie ein Lösopfer
Jahr um Jahr dem großen Geist.

Daß der todessich're Strudel
Über sie kein Unheil speie,
Opfern sie die schönste Jungfrau
Jahr um Jahr aus ihrem Stamm.

Wenn der Tag herangekommen,
Schmücken sie den weißen Nachen,
Daß er absticht von den andern,
Legen ihn am Ufer fest.

Und bei Vollmond ist die Weihe.
Abschied nimmt das schöne Mädchen;

Detlev von Liliencron

Ihren Eltern, ihrer Sippe
Sagt sie wortlos Lebewohl.

Zwischen Früchten, zwischen Blumen
Sitzt die junge Menschenblüte,
Sitzt auf Grizzlybärenfellen
Pfanschadana im Kanoe.

Und sie lenkt den Kahn geschmeidig
Von den Ufern ihres Stammes,
Von den Ufern ihrer Kindheit
Mitten in den breiten Strom.

Ruhig treibt dahin die Strömung,
Ruhig wartet Pfanschadana,
Und im grellen Mondschein, aufrecht,
Gleitet sie den Fluß hinab.

Klingt Gesang her von den Wassern?
Breitet sie die braunen Arme?
Brausen Flügel durch die Nacht hin?
Poltert dumpf der große Geist?

Pfanschadana steht im Einbaum,
Regungslos die Ruder haltend.
Reißend wird die breite Strömung,
Laut her brüllt der Katarakt.

Felsen, Wirbel, Schäume, Abgrund,
Donner schlagen an die Sterne.
Pfanschadanas Opferseele
Jauchzt hinan: Es ist vollbracht!

Detlev von Liliencron.
(* Kiel, 1844 — † Altona, 1909)

die Menschenblüte = das Indianermädchen Pfanschadana.
der Einbaum = ein ausgehöhlter Baumstamm, der als Kanoe dient.

25. Die Entstehung der Menschenrassen.

Unter dem Indianerstamme der Seminolen findet sich eine ebenso sinnige wie wunderliche Sage, welche den Ursprung des weißen Mannes und seine Überlegenheit über

die andern Rassen zum Gegenstande hat. Als der „große Geist" die Erde erschaffen, sagen sie, schuf er gleichzeitig drei Männer, sämtlich von weißer Hautfarbe. Dann führte er sie an das Ufer eines Teiches und befahl ihnen, hineinzuspringen und zu baden. Einer gehorchte sofort und kam reiner und weißer aus dem Teiche heraus. Der Zweite zögerte eine Weile, und da das Wasser durch das Plätschern des Ersteren schlammig geworden war, so ging er kupferfarben aus dem Bade hervor. Der Dritte sprang hinein, als das Wasser vom Schlamm schon ganz dunkel geworden war, und kehrte mit völlig schwarzer Haut zurück. Sodann legte ihnen der „große Geist" drei Bündel vor und erlaubte dem schwarzen Manne, zuerst zu wählen; denn er empfand Mitleid, weil er so schwarz geworden war. Dieser nahm alle Bündel, eins nach dem andern, in die Hand und entschied sich, nachdem er das Gewicht geprüft, für das schwerste. Dann folgte der Kupferfarbene, welcher das nächstschwerste wählte und dem Weißen das leichteste überließ. Als sie nun auf das Geheiß des „großen Geistes" die Bündel öffneten, da zeigte es sich, daß das erste Bündel Hacke, Spaten und allerlei Handwerkszeug der schweren Feldarbeit enthielt. Das zweite enthielt Bogen, Pfeile, Angelhaken und andere Gerätschaften der Jagd und Fischerei. Das dritte aber gab dem weißen Manne Papier, Feder und Tinte, die Werkzeuge des Verstandes, die Grundlagen seiner Übermacht über die beiden anderen.

26. Die Gründung von Germantown.

Es war am 6. Oktober des Jahres 1683, als die ersten deutschen Kolonisten in diesem Lande bei Philadelphia den Fuß aufs Gestade setzten, und zwar waren es zwölf Familien, aus 41 Personen bestehend. Deren Häupter waren tüchtige, bemittelte Handwerker, meistens Leinweber, aus der unsern vom Rhein im heutigen Regierungsbezirk Düsseldorf gelegenen Stadt Krefeld und Umgegend. Was sie aus der Heimat vertrieb, war nicht leibliche Not oder äußerer Druck; auch kamen sie nicht in der Erwartung, hier ein bequemes und genußreiches Leben zu führen, denn der Ort, an dem sie landeten, zählte erst wenige Hütten in der Wildnis. Aber das alte Vaterland war durch langes inneres Zerwürfnis in Verfall geraten, und durch äußere grausame Kriege zerstückelt. Schreckliche Drangsale hatten alle Freudigkeit in den Herzen erstickt und das einzige Recht, das noch dem Unglücklichen bleibt, sein mühebeladenes Dasein durch den Trost der Religion zu erleichtern, wurde durch die Unduldsamkeit der Landesherren verkümmert.

Da kam ein Aufruf William Penns, der von der englischen Regierung große Strecken Landes in Nordamerika erhalten hatte und dafür Ansiedler suchte. Er versprach, daß dort jeder rechtschaffene Mann in gesetzlicher Freiheit friedlich leben und seinem Schöpfer in seiner eigenen Weise werde dienen können. Nun hatte sich in Frankfurt am Main eine Gesellschaft gebildet in der Absicht, Ländereien in Pennsylvanien anzukaufen und zu besiedeln. Zum

Bevollmächtigten und Geschäftsträger war ein junger Advokat namens Franz Daniel Pastorius, ein Mann von großen Fähigkeiten und ausgedehnten Kenntnissen, ausersehen worden. Dieser schiffte sich nach Amerika ein und konnte dann den auf dem Schiffe „Concord" nachfolgenden Auswanderern sofort mit Rat und Tat zur Seite stehen. Rasch wurde unter seiner umsichtigen und uneigennützigen Leitung das Geschäft des Ankaufs von Land und dessen Verteilung erledigt. Noch in demselben Monate nahmen die Kolonisten Besitz von ihrem Eigentum und erbauten in der Eile die ersten armseligen Hütten mitten im Urwalde.

So entstand die erste deutsche Niederlassung auf amerikanischem Boden, das im Jahre 1691 durch Freibrief und königliches Patent zur Stadt erhobene Germantown, nun ein Teil der großen Stadt Philadelphia.

27. Minuit.

Zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts entdeckte Hudson, ein englischer Seefahrer in holländischen Diensten, den Fluß, der heute seinen Namen trägt. Diese Entdeckung führte zu einem Tauschhandel zwischen Holländern und Indianern und zur Gründung einer Niederlassung an dem Platze, wo jetzt die Stadt New York steht.

Unter den Ansiedlern gab es auch Deutsche und ein Deutscher wurde Gouverneur der Kolonie. Sein Name war Peter Minuit oder Minnewit. Als Sohn angesehener

Eltern in Wesel am Rhein geboren, kam er in jungen Jahren nach den Niederlanden. Die ersten Bevollmächtigten der westindischen Handelsgesellschaft hatten sich in der Verwaltung der holländisch-amerikanischen Kolonien unfähig erwiesen. Deshalb wären die Niederlassungen beinahe wieder aufgegeben worden. Zu guter Stunde entschloß man sich zu einem letzten Versuch, Besserung zu schaffen. Minuit, der sich als tüchtiger, ehrlicher Beamter gezeigt hatte, wurde herübergeschickt. Er landete im Mai 1626 am diesseitigen Gestade und fand an der Mündung des Hudson eine armselige Ortschaft von vielleicht dreißig Häusern. Seine erste Sorge war, in rechtmäßiger Weise das Anrecht auf den Grund und Boden zu erwerben. Deshalb setzte er sich mit den Indianern in Verbindung und kaufte die Insel Manhattan für die Summe von sechzig holländischen Gulden, etwa vierundzwanzig Dollars nach jetzigem Werte. Alsdann war er bedacht, die Ansiedlung vor Überfällen und Angriffen sicher zu stellen, indem er ein schützendes Fort erbaute. Das war der Anfang der jetzigen Millionenstadt New York.

Unter Minuits umsichtiger und tatkräftiger Leitung blühte die Ansiedlung schnell empor, doch Verdächtigungen mancherlei Art bewirkten seine Abberufung im Jahre 1633. Nach Europa zurückgekehrt, litt es aber den unternehmenden Mann dort nicht allzu lange. Schon 1638 landete er mit einer Anzahl schwedischer Kolonisten an den Ufern des Delaware, baute in der Nähe der heutigen Stadt Wilmington das Fort Christina und wurde so der Grün-

der und erste Gouverneur der Kolonie Neu-Schweden. Diese Niederlassung war anfangs vom Erfolg begünstigt, wurde jedoch später von den benachbarten Holländern erobert.

Peter Minuit aber, das deutsche Oberhaupt einer holländischen und einer schwedischen Kolonie in der neuen Welt, war vierzehn Jahre vor dem Untergange der letzteren gestorben und liegt bei Fort Christina begraben.

28. Seife zur Abwehr.

Vor zweihundert Jahren gab es in Pennsylvanien noch viele schwedische Niederlassungen. Diese Schweden waren starke, fleißige Leute und sehr gute Farmer. Nebenbei verstanden sie es, sich die räuberischen Indianer vom Leibe zu halten.

Damals war es bei den Ansiedlern auf dem Lande noch Sitte, um Weihnachten für das ganze kommende Jahr Seife zu sieden und Lichter zu ziehen. Denn von Petroleum, Gas und Fabrikseifen wußte man noch nichts.

Das in der Nähe von Philadelphia gelegene Dorf Wicaco war schon am frühen Morgen eines 24. Dezembers von seinen männlichen Bewohnern gänzlich verlassen. Die Farmer waren alle auf die Jagd gegangen, um Hirsche oder sonstiges Wild für die Weihnachtsmahlzeit des nächsten Tages zu schießen. Zu gleicher Zeit wollten sie Tannenbäumchen für die Bescherung am Abend mitbringen.

Die Frauen und Kinder waren in einer Scheune nahe

der Dorfkirche mit Seifensieden beschäftigt. Ein großer, mit Lauge und Fett gefüllter Kessel hing an Pfählen und Stangen über dem Feuer. Mit mächtigen Holzlöffeln rührten und schöpften die Schwedinnen die kochende Brühe. Die Kinder halfen mit oder spielten draußen im Schnee. Lustige Lieder ertönten, und alle waren vergnügt und fröhlich.

Da flüsterte eine Bäuerin der neben ihr beschäftigten Nachbarin hastig zu: „Dort hinter den Büschen schleichen Indianer herum. Sag' es leise weiter und fasse nur sogleich mit mir den Kessel an. Wir wollen ihn in die Kirche tragen; dort sind wir fürs erste sicher. Die anderen sollen alles übrige mitnehmen und für die Kinder sorgen. Rasch! Die rothäutigen Diebe sollen uns hier nicht überraschen."

Im Nu war die Warnung weitergegeben, und ruhig räumten die mutigen Frauen die Scheune. Es war die höchste Zeit. Kaum bemerkten die wirklich im Gebüsche lauernden Rothäute den Abzug der Schwedinnen, da rannten sie mit lautem Geschrei der Kirche zu. Sie kamen jedoch zu spät. Das schwere Holztor wurde ihnen vor der Nase zugeschlagen und von innen mit schweren Bänken verrammelt. Ergrimmt eilten sie nach der Rückseite der Kirche, wo sich das einzige, nicht sehr große Fenster befand. Ein Mann konnte sich da zur Not hindurch zwängen und in das Innere gelangen.

Aber, siehe da! Der erste Indianer, der seinen Kopf durch die Öffnung steckte, bekam ein paar große Löffel voll brodelnder Seifenbrühe ins bemalte Gesicht. Das mochte ihn wohl schmerzen und ihm in die Augen beißen, denn er zog

den Kopf blitzschnell zurück und lief heulend auf die Seite. Andere Rothäute, die es auch versuchten, erhielten noch größere Portionen Seife an die Köpfe und mußten sich obendrein das laute Gelächter der Frauen und Kinder gefallen lassen.

Aber, wie lange würde das so gehen? Da kein Feuer unter dem Kessel war, mußte die Brühe bald erkalten, und dann war nicht mehr viel damit auszurichten. Besorgt berieten sich die Frauen, was dann getan werden könnte, denn sie hatten keine Waffen, um sich zu verteidigen.

Da, horch! Laut ertönte plötzlich das Signalhorn, womit die Frauen gewöhnlich die auf dem Felde arbeitenden Männer nach Hause riefen, wenn das Essen fertig war, oder wenn etwas Besonderes im Dorfe vorfiel. Eine der rüstigen Schwedinnen hatte den niedrigen Dachstuhl der Kirche erklommen und einige Schindeln losgerissen. Nun blies sie, hell schmetternd, den Hilferuf wiederholt in die Luft. Die Indianer schossen Pfeile auf das Dach, konnten aber die Frau nicht treffen. Und als nun keiner von ihnen sich mehr an dem Fenster blicken ließ, stiegen die Frauen selbst von innen hinauf und bespritzten die draußen ratlos herumstehenden Rothäute mit Seife. Diese wußten außerdem, daß die mit Gewehren bewaffneten Männer jeden Augenblick kommen konnten. Es war daher Zeit sich aus dem Staube zu machen. Das taten sie denn auch, aber unter wilden Drohungen gegen die tapferen Frauen.

Mancher dieser räuberischen Gesellen hatte wohl an diesem Morgen zum ersten Male mit Seife Bekanntschaft gemacht,

ob es ihm behagte oder nicht. Das letztere schien der Fall zu sein, denn die Indianer belästigten die Schweden von Wicaco nie wieder.

Schöner und fröhlicher als je zuvor wurde der Weihnachtsabend dieses Mal im Dorfe gefeiert, und hell strahlten die Christbäume in den Blockhäusern vom Glanze der selbstbereiteten Lichter.

29. Peter Mühlenberg, Prediger und Krieger.

Als sich die amerikanischen Kolonien von England unabhängig erklärt hatten, galt es, für die Freiheit zu streiten, denn das Mutterland wollte seinen amerikanischen Besitz nicht so leichthin verlieren. Wer tüchtig war, Waffen zu tragen, ließ sich anwerben. Sogar der Prediger einer deutschen Gemeinde legte seinen Talar ab, zog den Waffenrock an, hob ein Regiment aus und zog damit in den Kampf. Das war Peter Mühlenberg. Er stammte aus dem Orte Trappe im Staate Pennsylvanien. Sein Vater war Pastor in dieser deutschen Ansiedlung, und Peter sowie seine beiden jüngeren Brüder sollten sich ebenfalls dem geistlichen Stande widmen. Von ihrem frommen Vater erhielten die Knaben den ersten Unterricht. Als Peter zum Jünglinge herangewachsen war, wurde er nach Halle in Deutschland geschickt, um sich auf der Universität daselbst weiter auszubilden. Dem lebhaften, jungen Manne sagte jedoch das Studieren nicht zu. Er ging deshalb nach der Handelsstadt Lübeck und trat hier in ein kaufmännisches

Geschäft ein. Dieser Beruf aber befriedigte ihn ebenso wenig, und nach drei Jahren wandte er sich von Lübeck nach England, wo er sich als Soldat anwerben ließ. Einige Zeit später kam er wieder nach Amerika und landete in Philadelphia. Von seinem Vater wurde der junge Mühlenberg nicht sehr freundlich empfangen, da er bisher zu eigenmächtig gehandelt hatte.

Peter scheint sein Unrecht eingesehen zu haben, auch war er durch Erfahrung klüger geworden. Mit großem Fleiße bereitete er sich nunmehr auf sein Predigeramt vor und wurde bald als Pastor an die deutsche Gemeinde von Woodstock im schönen Shenandoah-Tale berufen. Der junge Prediger war bei seiner Gemeinde in kurzer Zeit sehr beliebt. Hier wurde er auch mit berühmten Männern, wie George Washington und Patrick Henry, bekannt und befreundet. Mit Washington ist Mühlenberg oft in den blauen Bergen auf die Jagd gegangen.

Da brach der Befreiungskrieg aus. Washington ersuchte seinen Freund Mühlenberg, ein Regiment anzuwerben und für die Unabhängigkeit des Vaterlandes zu kämpfen. Der Prediger kam dieser Aufforderung gerne nach, und in wenigen Wochen hatte er sein Regiment beisammen. An einem Sonntage nahm er als Geistlicher von seiner Gemeinde Abschied. Von nah und fern waren die deutschen Bauern mit Weib und Kind herbeigeströmt und drängten sich in das kleine Bethaus. Am Schlusse seiner Abschiedspredigt warf Mühlenberg den Chorrock ab und stand vor den Versammelten da im vollen Schmucke des Kriegers.

Groß war die Begeisterung für die Sache der Freiheit, und bald zog Mühlenberg an der Spitze seines Regimentes ins Feld. Während des Krieges zeichnete er sich wiederholt durch Mut, Umsicht und Tapferkeit aus, so daß Washington ihn zum General beförderte.

Nach Beendigung des Krieges kehrte Mühlenberg nicht mehr zum geistlichen Amte zurück, sondern wurde Kaufmann in Philadelphia. Bei den Bürgern genoß er stets großes Vertrauen und wurde mehrfach in den Kongreß des jungen Freistaates gewählt.

Peter Mühlenberg starb im Jahre 1807. Auf dem alten Friedhofe seines Heimatsortes Trappe ist er beerdigt. Seine Grabschrift rühmt ihn als tapfer im Felde, getreu im Rate, ehrenhaft in allen seinen Handlungen, als aufrichtigen Freund und ehrlichen Mann.

30. Sergeant Jasper.

Im Monate März des Jahres 1776, kaum ein Jahr nach dem Beginne des amerikanischen Freiheitskrieges, hielten 435 junge amerikanische Rekruten das Fort Moultrie im Hafen von Charleston, S. C., besetzt. Die Engländer wollten diese wichtige Stadt einnehmen und griffen sowohl von der Landseite her, wie auch von der See aus an. Deshalb hatte Oberst Moultrie, der amerikanische Befehlshaber, in aller Eile das nach ihm genannte Fort auf der Sullivan-Insel aus Palmettostämmen errichtet und mit 31 Geschützen ausgerüstet.

Am 28. Juni eröffnete die starke englische Flotte vom Eingange des Hafens aus ein mörderisches Feuer auf das Fort. Allein das schwammige Palmettoholz machte die Kugeln zumeist unschädlich. Bis zum Nachmittage hatten die Amerikaner sechsunddreißig Mann verloren, aber die Engländer gewiß auch nicht weniger, denn die amerikanischen Rekruten blieben keinen Schuß schuldig. Gegen Abend zerschmetterte eine englische Bombe die Stange, an der die amerikanische Flagge den ganzen Tag stolz und unversehrt geweht hatte. Lauter Jubel erschallte von den englischen Schiffen, und die Amerikaner waren sehr betroffen, als sie ihre Fahne im Staube liegen sahen. Ihr vorher so lebhaftes

Jasperdenkmal

Feuer verstummte. Da stieg inmitten des dichten Kugelregens der Sergeant Wilhelm Jasper, ein Deutscher aus Rheinhessen, vom Walle des Forts herunter auf den Strand, hob die dort liegende Fahne auf und eilte mit ihr ins Fort zurück. Unter Freudenrufen befestigten die Amerikaner ihre Fahne jetzt an einen Kanonenwischer und pflanzten sie wieder auf. Mit neuem Eifer wurde nun das Schießen des Feindes erwidert. Sergeant Jasper, ein gutgeschulter Artillerist, richtete sein Geschütz auf die Pulverkammer der großen Fregatte „Bristol." Er feuerte und traf das Ziel. Mit lautem Gekrache flog das stolze Schiff in die Luft. Brennende Trümmer setzten die Fregatte „Sphinx" gleichfalls in Brand, so daß der englische Admiral den Hafen verlassen mußte. Charleston war gerettet.

Dem tapfern Jasper wurde vom amerikanischen Kommandeur eine Leutnantsstelle als Anerkennung seiner wertvollen Dienste angeboten. Aber er schlug die Beförderung aus, weil er die in einer solchen Stellung notwendige Bildung nicht zu besitzen glaubte.

Bald darauf zeichnete Jasper sich wiederum aus, indem er mit einem einzigen Gefährten einen aus zwölf Mann bestehenden Vorposten überwältigte und eine Anzahl amerikanischer Gefangener befreite. Für diese Tat überreichte ihm der Gouverneur Rutledge einen Ehrendegen.

Und abermals holte Jasper eine amerikanische Fahne inmitten der Schlacht aus den Reihen der diesmal siegreichen Engländer, als die Amerikaner am 28. Dezember

1778 die von den Engländern besetzte Stadt Savannah erfolglos angriffen. Dabei wurde Jasper so schwer verwundet, daß er bald darauf starb.

Der Staat Süd-Carolina hat dem tapfern deutschen Manne bei Fort Moultrie, dem Schauplatz seiner ersten Heldentat, ein schönes Denkmal errichten lassen.

Constantin Grebner.
(* Brombach in Baden, 1830 — † Cincinnati, 1907)

31. Baron de Kalb.

Unter den deutschen und französischen Offizieren, die den Amerikanern zu Hilfe eilten und viel dazu beitrugen, daß diese endlich über ihre englischen Unterdrücker siegten, nimmt Baron Johann de Kalb eine hervorragende Stellung ein. Von schlichten, armen Eltern in Süddeutschland im Jahre 1721 geboren, ging de Kalb schon früh in französische Kriegsdienste, brachte es bis zum Range eines Obersten und erhielt den Adel.

Im Jahre 1777 kam de Kalb mit Lafayette und anderen französischen Offizieren in Amerika an und wurde sofort als Generalmajor der Nordarmee zugeteilt.

Als bald darauf die Sache der Amerikaner im Süden schlecht stand, wurde de Kalb dahin beordert und übernahm unter äußerst schwierigen Verhältnissen den Oberbefehl. Doch zu seiner Freude erschien dann General Gates, um sich an die Spitze der ganzen Südarmee zu stellen. Trotz aller Einwendungen seiner Offiziere griff Gates im folgenden Jahre mit ein paar tausend ungeschulten Milizen

die aus Veteranen bestehende englische Armee bei Camden in Süd-Carolina an. „Gut," hatte de Kalb, als Gegenreden fruchtlos blieben, gesagt, „dann siege ich, oder ich falle!" Unaufhaltsam drang er an der Spitze des rechten Flügels vor und hielt, wie ein Löwe fechtend, aus. Er hielt aus, selbst nachdem der linke Flügel und das Mitteltreffen unter Gates in Unordnung gewichen waren. Endlich fiel der Held, aus elf Wunden blutend, in die Hände der Engländer. Der Überrest seiner Division war vorher geflohen. Drei Tage später hauchte er in Camden den Geist aus.

Die Bürger von Camden, der Staat Süd-Carolina und der Kongreß der Vereinigten Staaten ehrten das Andenken des Tapferen durch Denkmale.

Als Soldat, als Führer, als Ingenieur — immer tapfer und zugleich vorsichtig und berechnend, hat de Kalb in den drei Jahren, während denen es ihm vergönnt war, für Amerika zu kämpfen, so Bedeutendes geleistet, wie irgendeiner der Befehlshaber.

32. Georg Steitz.

Da, wo jetzt die große Stadt Cincinnati liegt, standen vor etwa hundert Jahren nur wenige Blockhäuser inmitten des urbar gemachten Landes. Zum Schutze der Ansiedler hatte man nahe am Ohio ein kleines Fort gebaut.

Im Winter des Jahres 1789 waren schlimme Gäste, die Indianer, erschienen, um die Ansiedler in ihren Blockhäusern zu überfallen. Diese aber hatten sich zur rechten

Zeit mit ihren Familien und ihrem Vieh in das Fort geflüchtet. Mehrere Tage waren sie nun schon in demselben, und die Indianer lagen immer noch im Wald im Hinterhalte. Die Rothäute hatten verschiedene Angriffe auf das Fort gewagt, waren aber jedesmal mit blutigen Köpfen zurückgeschickt worden.

„Freunde," sagte einer der ältesten Männer, welchen die Ansiedler als ihren Führer betrachteten, „Freunde, es steht ziemlich schlimm mit uns. Das Vieh hat nichts zu fressen, und auch für uns ist wenig zu beißen übrig."

„Wir können es höchstens noch zwei Tage aushalten," bemerkte ein zweiter, „und die roten Burschen dort draußen wissen es ganz genau."

„Das Schlimmste ist, daß es mit unserem Pulver zu Ende geht," bemerkte ein dritter.

„Ich sehe nur ein Mittel zur Rettung," begann der Führer wieder. „Ich habe sichere Kunde, daß eine Kompagnie Soldaten vor mehreren Tagen Fort Harmar verließ und sich jetzt auf dem Wege zu uns befindet. Die müssen wir von unserer Lage benachrichtigen, damit sie ihren Marsch beschleunigen und uns aus den Händen der Indianer befreien."

„Das wäre schon recht," entgegnete der zweite Sprecher, „aber sobald sich ein Mann aus dem Fort wagt, wird er von den Pfeilen der Rothäute durchbohrt werden."

Die Ansiedler überlegten hin und her, was sich in ihrer Lage tun ließe; allein es schien ihnen unmöglich, daß ein Bote die Soldaten in Sicherheit erreichen könne.

Georg, der zwölfjährige Sohn des Farmers Steitz,[1] hatte das Gespräch der Männer mit angehört. Plötzlich zupfte er seinen Vater am Ärmel und sprach: „Wenn du mir den Rappen gibst, glaube ich die Soldaten erreichen zu können."

Pionierdenkmal

Die Ansiedler schüttelten die Köpfe und fragten, wie Georg das anfangen wolle.

„Einen Mann werden sie erschießen, nicht aber einen Knaben," sagte Georg und dann flüsterte er leise mit seinem Vater. Dieser schien mit dem Vorschlag seines Sohnes zufrieden und sprach: „Ich kenne meinen Jungen und das Pferd, laßt ihn nur machen, ich stehe für den Erfolg."

Hierauf stellten sich die Ansiedler mit ihren Büchsen an

[1] Die Familie Steitz oder Stites, wie der Name später geschrieben wurde, gehörte zu den ersten Ansiedlern in der Gegend Cincinnatis. Auf dem Pionierdenkmale, das sich in der Nähe erhebt, ist der Name verzeichnet.

die Schießscharten, das Tor wurde ein wenig geöffnet, das Pferd lief hinaus und Georg hinter ihm drein, rufend und schreiend, als ob er es einholen wolle. Mehrere Rothäute erschienen sogleich, und man konnte sehen, daß es ihre Absicht war, das prächtige Pferd zu fangen. Um den Knaben kümmerten sie sich nicht.

Als aber der Rappe ganz in die Nähe der Indianer gekommen war, sprang Georg mit einem gewaltigen Satze auf das Pferd, legte sich flach auf dessen Rücken, umfaßte den Hals mit den Armen und heisa! ging es wie der Blitz mitten durch die Indianer hindurch in den nahen Wald. Bis sich dieselben von ihrem Staunen erholt hatten und zu ihren Bogen griffen, war der Knabe schon im Dickicht verschwunden.

Am nächsten Tage, als die Sonne wie eine feurige Kugel auf den westlichen Hügeln lag, ertönte plötzlich der Schrei einer Eule aus dem nahen Walde. Da faßten die Ansiedler frohen Mut; denn dieses war das Zeichen, wodurch Georg seine glückliche Rückkehr ankündigte. Wenige Minuten später blitzte und krachte es im Dickicht, und die Rothäute, die von den Soldaten überrascht worden waren, flohen so rasch sie konnten und vergaßen auf lange Zeit das Wiederkommen.

Die erfreuten Ansiedler zogen aus dem Fort wieder in ihre Blockhäuser und dankten dem mutigen Knaben für ihre Rettung.

Wilhelm Müller.
(* Heppenheim in Hessen, 1845)

33. Baron von Steuben.

Im Jahre 1777 stand es schlimm um die Sache des amerikanischen Volkes. Die Engländer hatten bei Brandywine gesiegt, Philadelphia war in ihre Hände gefallen und Washington überwinterte die Armee unter den größten Entbehrungen in Valley Forge. Der Kongreß des jungen Freistaates bewilligte kein Geld zur Unterstützung des Heeres, und die Amerikaner selbst begannen am Feldherrntalent Washingtons zu zweifeln. Unter den Offizieren und Soldaten herrschte der Geist des Aufruhrs und der Empörung, unwillig und mit Murren kamen sie dem Befehl ihrer Oberen nach und verloren allen Mut und das Vertrauen in ihre eigene Tüchtigkeit. Da erschien Baron von Steuben in der neuen Welt und wurde der Zuchtmeister und Organisator des amerikanischen Heeres.

Friedrich Wilhelm von Steuben wurde im Jahre 1730 in Magdeburg in Preußen geboren. Schon in seinem vierzehnten Jahre trat er als Freiwilliger in die preußische Armee ein und zeichnete sich in verschiedenen Schlachten so aus, daß er bald eine hohe Stellung einnahm und nach dem Friedensschluß mit Ehren aus diesem Dienste schied. Allein er hatte sich an das Leben im Felde gewöhnt und eine bürgerliche Beschäftigung sagte ihm nicht mehr zu. Einen Ruf nach England lehnte er ab, entschloß sich jedoch, an den Kämpfen der Amerikaner um ihre Unabhängigkeit teilzunehmen.

Im Dezember 1777 landete er in Portsmouth und bot

dem Kongreß seine Dienste an. Im Falle die junge Republik dem Feinde unterliegen sollte, verzichtete der wackere Mann großmütig auf jede Vergütung. Der Kongreß ernannte ihn zum General, und Steuben begab sich sogleich in das Lager Washingtons, der ihn freundlich empfing und

Washington und Steuben bei der Inspektion des Heeres

zum Generalinspektor des Heeres machte. Als solcher begann Steuben die amerikanischen Offiziere anzuleiten und die Einübung der Soldaten zu überwachen und schuf bald aus einem unordentlichen Haufen ohne Zucht und Ordnung ein schlagfertiges Heer. Schon in den ersten Kämpfen

bewiesen die Soldaten, daß etwas von dem Geiste Friedrichs des Großen, der sich gegen halb Europa siegreich behauptet hatte, in ihnen wohne. Washington erkannte die Bedeutung Steubens an, und obschon letzterer viel von dem Neid und der Widersetzlichkeit mancher amerikanischen Offiziere zu leiden hatte, zeichnete ihn doch der Obergeneral aus.

Als die Engländer gegen das Ende des Krieges in Yorktown eingeschlossen waren und die Stadt genommen werden sollte, erhielt Steuben Befehl, mit General Greene nach Virginien zu marschieren. Unter seiner Leitung wurde die Festung nach den Regeln der Kriegskunst belagert, und die Amerikaner rückten schon in den Laufgräben gegen die Stadt vor. Da ließ ihm der englische Oberbefehlshaber Cornwallis die ersten Vorschläge zur Übergabe Yorktowns machen. Der französische General Lafayette wünschte jedoch, daß die Festung sich ihm übergebe. Steuben weigerte sich aber von seinem Posten zurückzutreten, und General Washington nahm entschieden seine Partei.

Nach dem Unabhängigkeitskrieg blieb Steuben noch drei Jahre Generalinspektor der Armee. Dann nahm er seinen Abschied und zog sich auf sein Landgut bei Utica im Staate New York zurück. Zehn Jahre lang war er Präsident der deutschen Gesellschaft von New York und erwarb sich als solcher große Verdienste um die deutsche Einwanderung.

Im Jahre 1794 ereilte ihn der Tod auf seinem Landsitz, und Steuben wurde nach seinem Wunsch in seinen Soldatenmantel gehüllt, geschmückt mit den Orden, die er sich erkämpft, wie ein echter Kriegsheld begraben.

Der amerikanische Geschichtschreiber Headley sagt über Steuben: „Es ist schwer, den Wert von Steubens Taten ganz zu würdigen. So viel ist jedoch gewiß: seine Ankunft in unserem Lande bildet einen Zeitabschnitt in unserer Revolution.“[1]

34. Die Heldin von Monmouth.

Die amerikanische Geschichte ist reich an Heldentaten, die von deutschen Männern, die in unser Land eingewandert waren, vollbracht worden sind. In den vielen Grenzkriegen gegen die Indianer, in dem großen Befreiungskampfe gegen England und in unserem Bürgerkriege haben tausende dieser braven Männer bereitwillig Gut und Blut für ihr neues Vaterland geopfert.

Allein auch manche Frau und manche Tochter deutscher Einwanderer zeichnete sich in jenen denkwürdigen Kriegen durch Ruhmestaten aus, die von Dichtern und Geschichtschreibern verewigt wurden. Wohl bekannt ist das kühne Wagestück von Elisabeth Zane,[2] dem Mädchen von Fort Henry, sowie der Kampfesmut von Maria Hagedorn, die in der Schoharie-Niederlassung zur Lanze griff und sich in die Reihen der Verteidiger des Forts gegen die Rothäute stellte. Bekannt ist auch Regina Hartmanns heldenmütiges Dulden und Leiden in neunjähriger Gefangenschaft bei den

[1] Das Steubendenkmal in Washington, D. C., ist eine Schöpfung des deutsch-amerikanischen Bildhauers Albert Jägers. Es wurde auf Anordnung des Kongresses errichtet und am 7. Dezember 1910 eingeweiht.

[2] Elisabeth Zane holte unter Lebensgefahr ein Faß Pulver für die Verteidiger des Fort Henry.

Indianern, aus der sie durch General Bouquet befreit wurde, wie nicht minder die furchtlose Vaterlandsliebe der nahezu hundertjährigen Greisin Barbara Fritsche[1] zu Beginn des Bürgerkrieges.

Noch viele andere ruhmreiche Taten könnten zum Lob und Preis deutsch-amerikanischer Frauen kurz aufgezählt werden. Ausführlich möge hier nur von dem Opfermute und der Unerschrockenheit berichtet werden, wodurch Mollie Pitcher sich zur Zeit des Befreiungskampfes ausgezeichnet hat. Mit Recht ist die Inschrift „Heldin von Monmouth" auf das Denkmal gesetzt worden, das Bürger von Carlisle, Pa., bei der Jahrhundertfeier 1876 auf ihrem Grabe errichtet haben. Carlisle ist wahrscheinlich auch ihr Geburtsort und der 13. Oktober 1744 ihr Geburtstag.

Maria Ludwig — so hieß Mollie Pitcher vor ihrer Heirat — war die Tochter Johann Georg Ludwigs, eines eingewanderten Pfälzers. Am 24. Juli 1769 wurde sie die Frau des Barbiers John Heis. Als dieser mit dem ersten Pennsylvanier Artillerie-Regimente in den Freiheitskampf gezogen war, folgte sie ihm, auf die Kunde seiner Erkrankung, ins Feld und blieb von da an bei seiner Truppe. Das war zu jener Zeit nichts Ungewöhnliches für Soldatenfrauen; sie beschäftigten sich mit Waschen und anderen Handleistungen, besonders aber mit der Pflege verwundeter Soldaten.

Am 28. Juni 1778, dem Tage der Schlacht bei Mon-

[1] Barbara Fritsche oder Fritchie weigerte sich, die Vereinigten-Staaten-Fahne beim Einrücken der Konföderierten in Frederick, Maryland, einzuziehen.

mouth, zeigte das Thermometer 96 Grad im Schatten, und Frau Maria Heis machte sich nützlich, indem sie aus einer Quelle den verschmachtenden Kämpfern in einem Kruge Wasser zutrug. Daher der Name „Pitcher Mollie," wie sie bald allgemein genannt wurde. Als sie ihren Mann, dessen Batterie auf einem Hügel stand, schwer verwundet zu Boden sinken sah, eilte sie beherzt hinzu, verband den zerschossenen Arm und pflegte den Verwundeten treulich und unbekümmert um die gefahrvolle Umgebung.

Da bemerkte sie zu ihrem Schrecken, daß die Amerikaner vor dem Feinde zurückwichen. Voll Kampfesmut ergriff Frau Heis den vor ihr auf dem Boden liegenden Rammstock und übernahm den Dienst ihres Mannes, dessen Verwundung sie zu rächen schwur. Ihre Gewandtheit in der Bedienung des Geschützes und ihre Besonnenheit erregten die größte Bewunderung unter den Soldaten; diese, angefeuert von der Kühnheit einer Frau, faßten neuen Mut und drängten die Briten zurück. So wurde durch Mollie Pitchers Heldensinn die Schlacht bei Monmouth gewonnen.

In ihren mit Blut bespritzten und vom Pulverdampfe geschwärzten Kleidern wurde Mollie am Tage nach der Schlacht vom General Nathanael Greene dem Obergeneral Washington vorgestellt, der ihre Aufnahme in die Armee mit dem Range eines Sergeanten anordnete. Sie blieb acht Jahre im Dienste und ließ sich nach ihrer ehrenvollen Verabschiedung in Carlisle nieder.

Eine ähnliche Waffentat wie in der Schlacht von Monmouth soll Frau Heis schon im November 1777 bei der

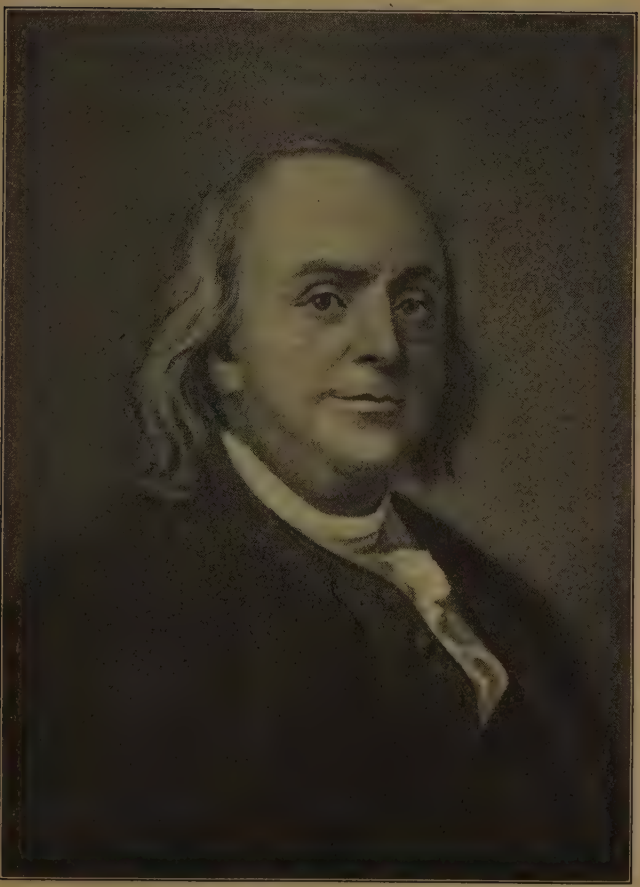
Belagerung des Fort Clinton am Hudsonflusse verrichtet haben.

Im Februar 1822, viele Jahre nach dem Tode ihres Mannes, setzte ihr die Legislatur von Pennsylvanien eine Jahresrente von achtzig Dollars aus. Diese wohlverdiente Anerkennung sollte Mollie nicht lange genießen; sie starb am 22. Januar 1823 im Alter von 79 Jahren. Außer dem Grabstein auf dem Friedhofe in Carlisle wurde ihrem Andenken Tribut gezollt in einem Monumente auf dem Schlachtfelde von Monmouth: ein Basrelief stellt sie dar im Begriff eine Kanone zu laden. Auch auf dem historischen Gemälde von Curtis „Das Feld von Monmouth" ist Mollie Pitcher verewigt.

Emil Kramer.

35. Benjamin Franklin.

In der damals vielleicht 10,000 Einwohner zählenden Stadt Boston lebte anfangs des 18. Jahrhunderts ein Mann Josiah Franklin, Sohn eines Grobschmiedes aus dem englischen Dorfe Ecton. Er selbst betrieb das Gewerbe eines Seifensieders und Lichtgießers in einem bescheidenen Häuschen, „Zur blauen Kugel" genannt. Hier erblickte als letzter Sohn in einer Reihe von sechzehn Geschwistern am 6. Januar alten Stils, also am 17. neuen Kalenders, im Jahre 1706, ein Knabe das Licht der Welt, den das Geschick zum Lehrer und Berater zweier Erdhälften heranwachsen lassen sollte: Benjamin Franklin. Ihm schuldet sein Vaterland den größten Dank nächst Washing-



Benjamin Franklin

ton, und unter den Wohltätern der Menschheit hat er sich durch seine Erfindungen und seine Leistungen eine der ersten Stellungen erworben.

Der kleine Franklin zeigte sich in frühem Alter schon so geweckt und wißbegierig, daß der Vater ihn anfangs für den geistlichen Stand bestimmte. Bald jedoch schien ihm sein Vermögen nicht hinreichend zu einer gelehrten Ausbildung, und so mußte Benjamin helfen, Dochte für die Kerzen zu schneiden, Formen ausgießen, den Laden hüten und Aufträge besorgen. Freilich gefiel ihm das nicht sehr, und da seine Neigung zum Seewesen dem Vater noch weniger behagte, beschloß letzterer, den zwölfjährigen Jungen als Druckerlehrling in die Buchdruckerei eines älteren Sohnes James zu schicken. Trotz der großen Strenge seines Bruders, gab sich Benjamin mit Liebe der Erlernung des Gewerbes hin und war bald ein brauchbarer Gehilfe. Er verwendete jede freie Minute, die ihm vergönnt war, zur Fortbildung und Erweiterung seiner Kenntnisse, indem er nicht bloß unterhaltende, sondern wirklich belehrende Schriften las. Zugleich bemühte er sich, selber gut zu schreiben und seinen Stil zu vervollkommnen. Bald wurden seine eigenen Aufsätze gedruckt und mit Beifall gelesen. Da entzweite er sich mit seinem Bruder und entlief der Lehre und der Heimat. Ohne Empfehlungen, ohne jemanden zu kennen, mit nur einem Silberdollar in der Tasche, wanderte eines Morgens der entschlossene Jüngling in der Stadt Philadelphia ein. Es wird erzählt, daß ihn die junge Dame, welche später seine

Lebensgefährtin werden sollte, an der Hauptstraße erblickt habe, wie er, von der langen Reise beschmutzt, die weiten Taschen voll Strümpfe und Hemden gestopft, unter jedem Arme ein Laib Brot tragend und vom dritten essend, umherirrte.

Bei einem Drucker fand er Arbeit. Bald darauf riet ihm der Gouverneur, selbst eine Druckerei zu gründen und versprach, ihn zu unterstützen. Der achtzehnjährige Franklin reiste daraufhin nach England, um die nötigen Einkäufe zu machen; vergebens aber wartete er in Europa auf die zugesagte Beihilfe. Nachdem er zwei Jahre lang in England gearbeitet hatte, zog es ihn wieder über das Meer nach Philadelphia. Dort gründete er mit einem Freunde sein eigenes Geschäft und verheiratete sich mit dem schon erwähnten Fräulein Reed. Durch unermüdlichen Fleiß, strenge Rechtlichkeit und eine vernünftige Sparsamkeit gelang es dem Geschäftsmanne, der sich keiner Arbeit schämte und den seine Frau auf das beste unterstützte, sich emporzuschwingen. Binnen kurzer Zeit wurde Franklin zum Schreiber der gesetzgebenden Versammlung gewählt. Außer dem damit verbundenen Gehalte konnte sich der junge Drucker, vermöge seiner Stellung, den Druck der Verhandlungen, der Gesetze und des Papiergeldes sichern, wodurch er ein erkleckliches Einkommen erzielte. Später wurde ihm noch das einflußreiche Amt eines Postmeisters übertragen.

Im Laufe der Zeit konnte Franklin sich um so eher wissenschaftlichen und gemeinnützigen Unternehmungen hin-

geben, als er sich mit einem seiner früheren Arbeiter verbunden hatte und letzterem die Besorgung der Druckerei völlig überließ. Aus der Werkstatt gingen auch deutsche Bücher hervor.

Im Jahre 1747 erschien Franklin als Vertreter der Stadt Philadelphia in der Generalversammlung von Pennsylvanien und zeichnete sich durch seine klaren, bündigen Reden, sowie durch seine Bestrebungen für das Gemeinwohl aus. Zehn Jahre später sandte ihn die Provinz als Bevollmächtigten nach England, von wo er nach fünf Jahren heimkehrte, nur um abermals hinausgeschickt zu werden.

Die Ehren, welche dem unablässig tätigen Staatsmanne, Forscher und Menschenfreunde an allen Orten erwiesen wurden, waren wohlverdient. Franklin hatte schon den Anstoß zur Begründung der amerikanischen philosophischen Gesellschaft und des Instituts gegeben, das zur Universität von Pennsylvanien heranwachsen sollte. Weiter hatte er sich durch wissenschaftliche Arbeiten und Versuche aller Art, Verbesserungen im Buchdruck, in der Einrichtung von Kaminen und Öfen, der Herstellung von Brillen mit zweierlei Gläsern, der Erfindung der Glasharmonika und der Entdeckung des Blitzableiters einen ruhmreichen Namen erworben.

Durch seine Teilnahme an der Freiheitsbewegung trat Franklin in den wichtigsten Abschnitt seines Lebens ein. Sein begeistertes Streben war darauf gerichtet, die Unabhängigkeit der Kolonien gesichert zu sehen. Freimütig

verteidigte er die Rechte seines Volkes selbst vor den Schranken des englischen Parlaments. Durch ihn bewogen, schloß Frankreich ein Bündnis mit der jugendlichen, werdenden Republik; und es war Franklin, der am 3. September 1783 mit den übrigen Bevollmächtigten das Schriftstück unterzeichnete, in dem auch England die Unabhängigkeit der nordamerikanischen Freistaaten anerkannte.

Unter den Segenswünschen seiner Mitbürger kehrte der alternde Franklin in die Heimat zurück, um unverzüglich zum ersten Beamten des Staates Pennsylvanien gewählt zu werden. Noch war es ihm vergönnt, in der Versammlung, welche die Verfassung der Vereinigten Staaten entwarf, seinem Lande wichtige Dienste zu leisten, und kurz vor seinem Tode verfaßte der edle Greis eine Bittschrift um Befreiung der Neger.

Am 17. April 1790 hauchte er seinen Geist aus. Die wohltätigen Stiftungen, welche er in seinem Testamente anordnete, sind die schönste Lobrede auf den wahrhaft großen Menschen, von dem ein anderer bedeutender Amerikaner, auserkoren, Franklins Stelle einzunehmen, sagte: „Ihn kann niemand ersetzen; ich bin nur sein Nachfolger."

H. H. Fick.
(* Lübeck, 1849)

erkleckliches = bedeutendes.

36. Die Grabstätte Washingtons.

Sechzehn Meilen von der Stadt Washington entfernt, hoch über dem Spiegel des Potomac-Flusses, liegt das

Heim des ersten Präsidenten der Vereinigten Staaten, Mount Vernon. Washington hatte das Gut, welches ursprünglich Epsewesson hieß, von seinem Halbbruder geerbt, der es zu Ehren des englischen Admirals Vernon neu benannte. Von den verschiedenen Wohnungen, die Washington im Laufe der Zeit inne hatte, war ihm Mount Vernon am liebsten. Dort verbrachte er den weitaus größten Teil seines Lebens und da ist er auch, seinem Wunsche entsprechend, beerdigt worden.

Andere Präsidenten dieser Republik haben weit prächtigere Begräbnisstellen erhalten. Die irdische Hülle Lincolns liegt in einem gewaltigen Mausoleum bei Springfield im Staate Illinois, Garfield ruht in einem turmartigen, reichgeschmückten Bau auf einem Friedhofe in Cleveland und Grants Sarkophag steht in einem weithin sichtbaren Tempel an einem der schönsten Aussichtspunkte oberhalb der Mündung des Hudsonstromes.

Weit einfacher ist die Grabstätte Washingtons. Der Verstorbene war am 18. Dezember 1799 in dem alten, schon ziemlich verfallenen Gewölbe, das sich seitwärts vom Wohngebäude in den Abhang hineinerstreckte, neben anderen Leichen beigesetzt worden. Dort befand sich der Sarg bis zum Jahre 1828. In diesem Jahre wurde die schon von Washington für sich und seine Verwandten gewünschte neue Gruft aus Backstein, am Fuße eines mit Reben bestandenen Hügels, eine kurze Strecke vom Hause entfernt, errichtet, und die Särge fanden dort Aufstellung.

Neun Jahre später erbot sich ein Steinmetz aus Phila-

delphia, Marmorsarkophage für die Überreste von George und Martha Washington zu stiften.

Der Vorschlag wurde angenommen und am 7. Oktober 1837 erhielten schließlich die Sarkophage einen Platz nebeneinander im Vorderraume der Gruft hinter einem eisernen Gitter. Washingtons Sarg zeigt nichts als das Wappen der Vereinigten Staaten und den Familiennamen.

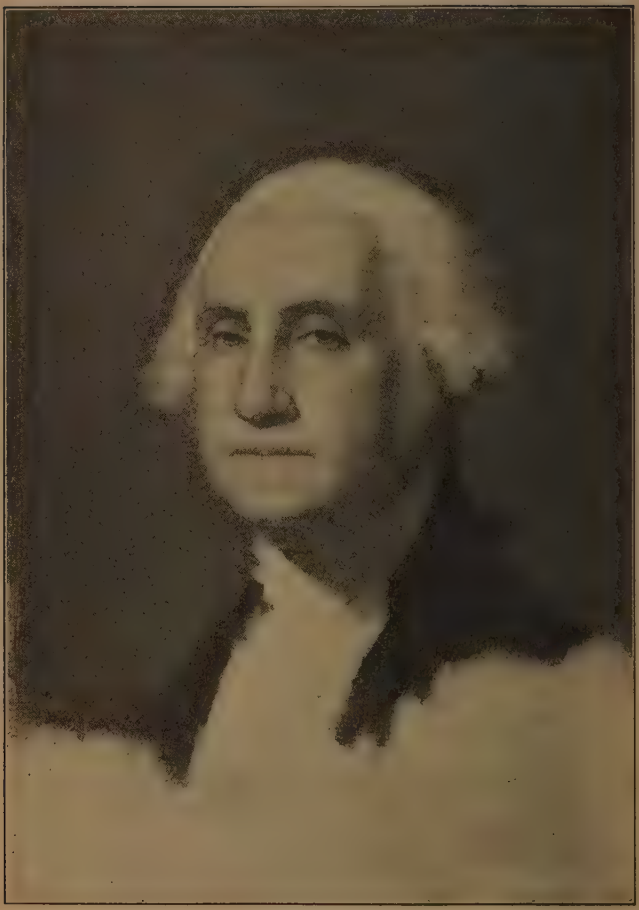
Gleich Friedrich dem Großen, der prunklos in einem einfachen schwarzen Eisensarge in einem Raume der Garnisonskirche zu Potsdam ruht, schläft der edle Washington den ewigen Schlaf in einem überaus schlichten Backsteingewölbe, dessen Hauptschmuck das dichte Laub von Kletterpflanzen bildet.

37. Washington.

Wenn wir den größten unsrer Toten nennen,
So nennen, Washington, wir jubelnd dich;
Den Vater hieß es von den Kindern trennen,
Rühmt' ohne dich Columbias Größe sich.

Was je die Nachwelt Herrliches besungen:
Staatsklugheit, Heldenruhm und Opfermut
Für Volkeswohl, auch andern ist's erklungen;
Doch dir gebührt ein höherer Tribut.

Wohl gab es Helden, die in manchen Kriegen
Dir ebenbürtig glänzten, und im Rat



George Washington

Gab's weis're Männer auch; doch das Besiegen
Des Selbst im Glück war einzig deine Tat.

Dich reizte Purpur nicht, und vor dem Throne,
Den man dir bot, da wandtest du dich ab:
Doch dafür schmückt dich nun die Bürgerkrone;
Des Volkes Liebe folgte dir ins Grab.

Des „Vaterlandes Vater" man dich nennet,
Columbias vielgepries'ner Freiheitsheld! —
Doch Bürgertugend keine Grenzen kennet:
Den größten Bürger nennet dich die Welt!

Constantin Grebner.

38. Niagara.

Klar und wie die Jugend heiter,
Und wie murmelnd süßen Traum,
Zieht der Niagara weiter
An des Urwalds grünem Saum;
Zieht dahin im sanften Flusse,
Daß er noch des Waldes Pracht
Widerstrahlt mit froher Muße,
Und die Sterne stiller Nacht.

Also sanft die Wellen gleiten,
Daß der Wandrer ungestört
Und erstaunt die meilenweiten
Katarakte rauschen hört.

Wo des Niagara Bahnen
Näher ziehn dem Katarakt,
Hat den Strom ein wildes Ahnen
Plötzlich seines Falls gepackt.

Nikolaus Lenau

Erd' und Himmel unbekümmert
Eilt er jetzt im tollen Zug,
Hat ihr schönes Bild zertrümmert,
Das er erst so freundlich trug.
Die Stromschnellen stürzen, schießen,
Donnern fort im wilden Drang,
Wie von Sehnsucht hingerissen
Nach dem großen Untergang.

Den der Wandrer fern vernommen,
Niagaras tiefen Fall
Hört er nicht, herangekommen,
Weil zu laut der Wogenschall.
Und so mag vergebens lauschen,
Wer dem Sturze näher geht;
Doch die Zukunft hörte rauschen
In der Ferne der Prophet.

Nikolaus Lenau (pseud. für Niembsch von Strehlenau).
(* Csatad in Ungarn, 1802 — † Oberdöbling bei Wien, 1850)

39. Die Entdeckung des Goldes in Kalifornien.

Im Juni 1848 — so erzählt Kapitän Sutter, der Entdecker der Goldschätze Kaliforniens — wollte ich mich eines Tages nach gehaltenem Mittagsschläfchen eben hinsetzen, um einen Brief an meine Verwandten in Luzern[1] zu schreiben, als sich eilige Schritte hören ließen und mein langjähriger Diener Marshall bei mir eintrat. Ich hatte ihn vor zwei Tagen abgeschickt, um den Bau einer Sägemühle zu beaufsichtigen und hoffte ihn nicht vor Beendigung des noch nicht weit vorgeschrittenen Werkes wiederzusehen. Wie groß war daher mein Erstaunen, als ich Marshall plötzlich und noch dazu ganz unbeweglich, mit starrem Blick und sprachlos vor mir stehen sah!

Da er gar nicht zur Sprache kommen wollte, rief ich ihm ungeduldig zu: „Haben Sie den Verstand verloren?" Vorsichtig schaute er sich um, ob kein Lauscher in der Nähe

[1] Luzern ist eine Stadt in der Schweiz.

sei und flüsterte mir endlich halblaut zu: „Unerhörte Schätze! Berge von Gold!" — „Wie wollen Sie dazu kommen?" — Ich zweifelte gar nicht, daß Marshall verrückt sei und sagte ihm dies auch unverhohlen. Als einzige Antwort hielt er mir die offene Hand hin, aus der er einen kleinen Strom von Goldkörnern rieseln ließ.

Nun war die Rolle des sprachlosen Staunens an mir; da setzte sich Marshall zu mir und erzählte.

Er war am Ufer des Mühlenflusses auf- und abgegangen, die Arbeiter beaufsichtigend, als er in den Schlammschichten des Bodens etwas Glänzendes bemerkte. Er hielt es für einen Stein, wie solche im Lande häufig vorkommen, und setzte seinen Weg fort. Zwanzig-, dreißigmal wurden seine Blicke von dem Glanze dieser Gegenstände angezogen, ohne daß er ihnen mehr Aufmerksamkeit schenkte. Da auf einmal sah er unmittelbar vor sich eines dieser glänzenden Steinchen liegen, und ohne zu überlegen, bückte er sich, hob es auf und hatte zu seinem größten Erstaunen — ein Korn reinsten Goldes in der Hand. Auf der Stelle kehrte er wieder um und sammelte sorgfältig alle Steinchen, die er vorher verachtet hatte. Bald erkannte er, daß der ganze Boden in hohem Grade goldhaltig sei. Er füllte nun die Taschen, setzte sich zu Pferde und sprengte mit verhängtem Zügel nach Hause, um mir die überraschende Nachricht zu bringen.

Meine erste Frage nach vollendeter Erzählung war, ob er Mitwisser habe. Darüber beruhigt, saß ich alsbald im Sattel und ritt mit Marshall zur Mühle. Mit Anbruch

der Nacht kamen wir an und gruben mit unsern Taschenmessern eine solche Menge Goldkörner aus dem Boden, daß wir ganz starr vor Erstaunen waren. Beherrscht von der ganz natürlichen Aufregung über eine so wunderbare Entdeckung, kehrten wir stillschweigend nach der Mühle zurück, als uns die Arbeiter mit dem Rufe: „Gold, Gold!" entgegen kamen. Wie wir später erfuhren, hatte uns einer während der Nacht beobachtet und war unserm Beispiele gefolgt, ohne sein Geheimnis lange bewahren zu können. Alle versprachen mir nun zwar das unverbrüchlichste Schweigen, aber am nächsten Tage waren schon Hunderte von dem Goldfunde unterrichtet, und nach Verlauf von vier Wochen waren schon mehr als viertausend Goldsucher an Ort und Stelle.

August Wilhelm Grube.
(* Wernigerode, 1816 — † Bregenz, 1884)

mit verhängtem Zügel = in größter Eile.

40. Eine treffliche Antwort.

Im August 1864, als der nordamerikanische Bürgerkrieg noch in vollem Gange war, schickte der Unionsgeneral Grant von Chattanooga aus das hauptsächlich aus St. Louiser deutschen Turnern bestehende zweite Missouri Infanterie-Regiment nach Dalton im Staate Tennessee, um dieses Städtchen gegen die konföderierten Truppen zu verteidigen. Der Oberst des etwa tausend Mann starken Regiments war der Deutsch-Amerikaner Bernhard Laiboldt. Es gelang ihm, Dalton zu erreichen, ehe die Süd-

lichen es besetzen konnten. Bald aber zog der berühmte südliche Reitergeneral Wheeler mit sechstausend Mann heran und umzingelte das Städtchen. Die tapferen Missourier schlugen alle Angriffe heldenmütig ab, und Oberst Laiboldt dachte, trotz der wiederholten Aufforderung Wheelers, nicht ans Übergeben.

Endlich ließ der stolze Südländer dem Oberst Laiboldt sagen, er verlange ihn persönlich zu sprechen. Laiboldts Antwort war: „Komm und hole mich!"

Als dann weitere nördliche Truppen heranmarschierten und die Konföderierten sich der Gefahr ausgesetzt sahen, ihrerseits umzingelt zu werden, mußte General Wheeler sich wohl oder übel zum Rückzuge entschließen. Er gab die Belagerung von Dalton auf, jedoch nicht ohne dem Obersten Laiboldt schriftlich seine Bewunderung ausgedrückt zu haben.

41. Aus der Schlacht bei Chancellorsville.[1]

Es mäht der Tod mit Macht Virginiens Feld,
Auf blut'ger Walstatt liegt ein deutscher Held.
Erstarrt liegt er und röchelnd, todeswund,
Und hingekauert neben ihm — ein Hund.
Was hält so krampfhaft fest des Mannes Hand?
Was schlingt um ihn sich wie ein bunt Gewand?
Was hält der Hund mit fletschendem Gebiß?
Weh' dem, der es ihm aus den Zähnen riss'!

[1] Die Schlacht bei Chancellorsville fand vom 2.–5. Mai 1863 statt. General Lee besiegte den Bundesgeneral Hooker.

Die Fahne ist's vom de Kalb Regiment,
Der Fähnrich hält sie treu bis an sein End'.
Der Hund als Regimentshund ist bekannt
Und wert, daß er im Liede werd' genannt.
Die Fahne mußten schneiden sie hinweg;
Es ließ der Mann, der Hund nicht los den Fleck.

Die Zeit vergeht. — Die Fahne wieder weht;
Der Rest des Regiments treu bei ihr steht.
An einem Abend plötzlich überquer
Der totgeglaubte Fähnrich kommt daher:
„Kam'raden! Hier ist euer Fahnenstück;
Ich bin kuriert und bring' es euch zurück.
Ich wollt' es nehmen mit mir in das Grab,
Doch nun soll's flattern wieder an dem Stab." —
Noch lebt der Fahnenträger, Klemens, frisch, gesund,
Auch Nero noch, des Regimentes Hund.

Niklas Müller.
(* Langenau bei Ulm, 1809 — † New York, 1875)

42. Zwei Geburtstage.

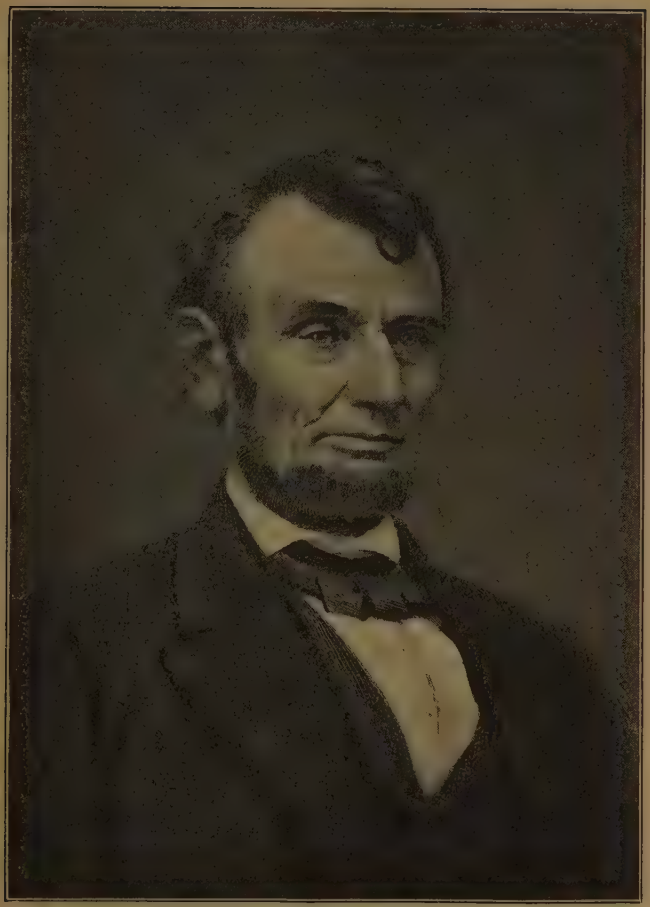
Das amerikanische Volk, und mit ihm die ganze Welt, hält das Andenken zweier Männer überaus hoch. Die beiden sind George Washington und Abraham Lincoln. Washington heißt mit Recht der Begründer dieses Freistaates, während Lincoln gerne als der Retter der Republik bezeichnet wird.

Beide haben die Ehren, die ihnen zu teil geworden sind, und die Liebe, mit der ihr Gedächtnis noch jetzt wach er-

halten wird, vollauf verdient, denn sie gehören zu den edelsten und besten Menschen in der Geschichte.

Wie sie beide im Monate Februar das Licht der Welt erblickten, gibt es noch andere Ähnlichkeiten in ihrem Wesen und in ihren Geisteseigenschaften, aber auch ebenso viele Verschiedenheiten und Gegensätze. Manche Kontraste ergaben sich schon aus den äußeren Lebensverhältnissen; war doch Washington ein Sprosse bevorzugter Kreise, Lincoln dagegen den ärmlichsten Schichten entstammt. In der äußerlichen Erscheinung stimmten sie, was ungewöhnliche Körpergröße anbetrifft, überein. Beide waren über sechs Fuß hoch und besaßen ein erstaunliches Maß von Stärke, so daß Washington wegen seiner Meisterschaft in allen Leibesübungen bekannt, während Lincoln als junger Mensch ein bevorzugter Arbeiter im anstrengendsten Dienste war. Daß beide großen persönlichen Mut ihr eigen nannten, bedarf kaum der Erwähnung, da sie ja auf Schritt und Tritt von Gefahren bedroht waren.

Aus Liebe zu seiner Mutter unterließ es Washington, zur See zu gehen. Lincoln liebte seine, ihm früh entrissene Mutter so sehr, daß er nicht ruhte, bis er es erreicht hatte, ihr neun Monate nach ihrem Tode die Grabrede durch einen Wanderprediger halten zu lassen. Mit Stolz durfte die Mutter Washingtons von ihrem Sohne sagen, daß sie niemals ein unwahres Wort aus seinem Munde vernommen habe. Hätte aber Lincoln den ehrenden Beinamen „ehrlicher alter Abraham" erhalten können, wenn nicht Wahrheitsliebe, Unbestechlichkeit und Gerechtigkeitssinn



Abraham Lincoln

Grundzüge seines Charakters gewesen wären? Es wird erzählt, daß er als junger Bursche in einem Kramladen eines Abends drei Meilen weit lief, um ein paar Cents, die er zuviel eingenommen hatte, zurückzugeben.

Sein angeborenes feines Benehmen ließ Washington den armen Neger freundlich grüßen, weil er an Höflichkeit doch nicht von dem niedrigstehenden Mitmenschen übertroffen werden wollte. Eines ähnlichen Vorfalles wegen mußte einst Lincoln den Hohn einer Anhängerin der Sklaverei über sich ergehen lassen. Sowohl Lincoln, wie auch Washington zeichneten sich durch stete Hilfsbereitschaft aus. Die Erzählung von dem Unteroffizier, der sich zu gut hielt, seine Leute bei einer schweren Arbeit zu unterstützen und dieses einem herbeigekommenen Fremden überließ, der sich nachher als General Washington auswies, ist oft wiederholt worden. Weniger bekannt ist es, daß gesagt wird, Lincoln sei stets willens gewesen, Holz für die Witwen zu spalten, mit den Nachbarn zuzugreifen, um steckengebliebene Fuhrwerke aus dem Schmutze zu heben, selbst bei freundschaftlichen Besuchen sein Bestes zu tun, um unruhige Kinder in den Schlaf zu wiegen.

Eines hatte Lincoln vor Washington voraus, und gerade dieses brachte ihm die größte Volkstümlichkeit: die Fähigkeit, seine Rede durch passende Anekdoten und humoristische Vergleiche zu schmücken und zu erläutern. Die ergötzlichsten Schnurren und treffendsten Witze werden auf Lincolns Rechnung gesetzt. Manches mag hinzugedichtet worden sein, wie das im Laufe der Zeit wohl geschieht und auch in Bezug auf Washington der Fall gewesen ist.

Für seine Kinder hatte Lincoln kurze, aber treffliche Ermahnungen, die er oft wiederholte. Sie lauteten: „Trinkt nicht, raucht nicht, kaut nicht, flucht nicht, spielt nicht, lügt nicht, betrügt nicht, liebt eure Mitmenschen wie Gott, liebt die Wahrheit, liebt die Tugend und seid glücklich!"

Washington, der selbst keine Kinder hatte, schrieb zu seiner eigenen Richtschnur die folgenden Lebensregeln nieder: „Wenn du unter Menschen kommst, tue nie etwas, das die Achtung gegen irgendeinen in der Gesellschaft verletzen könnte. Schlafe nicht, wenn andere sprechen; sitze nicht, wenn sie stehen; sprich nicht, wenn du schweigen solltest und gehe nicht weiter, wenn die anderen stehen bleiben. Sei kein Schmeichler, und scherze mit keinem, der nicht mit sich scherzen läßt. Dein Gesicht sei in der Regel freundlich; bei ernsten Veranlassungen jedoch entsprechend ernst. Zeige dich nie erfreut über das Unglück eines anderen, und wäre es auch dein Feind."

Beide Männer haben uns in ihren Reden und Botschaften glänzende Beweise der Sprachbeherrschung hinterlassen. Washingtons Abschiedsbotschaft ist viel gerühmt worden und nicht wenige von Lincolns Aussprüchen zählen zu den Perlen der englischen Literatur.

Dermaßen glichen sich der Kämpfer für die Befreiung vom fremden Joche und der Streiter für die Erhaltung der Union in manchen Dingen; und doch wie so ganz verschieden gestaltete sich beider Ende. Washington konnte nach dem tatenreichen Leben sein Dasein ruhig beschließen, durch Erfolg belohnt; Lincoln wurde an der Schwelle des Sieges

seinem Lande durch die Kugel des Mörders entrissen. So lange aber Vaterlandsliebe in der Welt etwas gelten wird, werden — und nicht nur im Februarmonate — die Gedanken freiheitatmender Bürger sich hingezogen fühlen zu der schlichten Gruft auf Mount Vernon, wie nicht minder zu dem anspruchsvolleren Grabmale bei Springfield im Staate Illinois.

H. H. Fick.

Schnurren=Lachen erregende Einfälle.

43. Lincoln und der sterbende Soldatenjüngling.

An einem Maitage, als der blutige Bürgerkrieg zwischen dem Norden und Süden wütete, besuchte Präsident Lincoln ein Militär=Lazarett. Manches freundliche, ermunternde Wort richtete er an die kranken und verwundeten Soldaten, während er durch die verschiedenen Abteilungen des Feld=hospitals dahinschritt. Zuletzt kam er auch an das Bett eines Jünglings von Vermont, der erst sechzehn Jahre alt und in einer Schlacht tödlich verwundet worden war.

Der Präsident ergriff die hageren weißen Hände des sterbenden Burschen und fragte teilnahmsvoll: „Mein armer Junge, was kann ich für Dich tun?" Der Jüngling schlug seine Augen langsam auf, blickte in das gütige Antlitz des Präsidenten und sprach bittend: „Wollen Sie nicht für mich an meine Mutter schreiben?" — „Gerne," erwiderte Lincoln, verlangte Feder, Tinte und Papier, setzte sich neben dem Bette nieder und schrieb, was ihm der Knabe todesmatt zuflüsterte. Es war ein ziemlich langer Brief,

doch der Präsident gab durchaus keine Ermüdung zu erkennen. Nachdem das Schreiben beendet war, erhob sich Lincoln, um den Brief selbst zur Post zu befördern; zuvor fragte er aber den armen Jungen, ob er ihm sonstwie noch dienlich sein könne. Flehentlich schaute der Todkranke den Präsidenten an und bat: „Ich möchte mich so gerne an Ihren Händen festhalten."

Lincoln begriff sofort das sehnende Verlangen des Jünglings, dessen Mutter jetzt so ferne war. Diese flehende Bitte konnte er nicht abschlagen. Er setzte sich wieder neben dem Bette nieder und ergriff zärtlich die Hände des Sterbenden. Zwei Stunden lang harrte so der Präsident geduldig aus, wie der Vater am Sterbelager seines Sohnes. Nachdem das Ende herangekommen war, beugte sich der Präsident schmerzbewegt über den jungen Helden, drückte ihm die Augen zu und faltete die erstarrten Hände auf der Brust des Entschlafenen. Als Lincoln bald darauf das Spital verließ, rannen ihm noch die Tränen über die tief gefurchten Wangen.

44. Ballade vom Soldatenhut.

Nein, nicht von vergossnem Blute,
Nicht von lautem Schlachtenmute,
Schwertgeklirr und Pulverblitz
Soll dies Lied euch Kunde bringen.
Vom Soldatenhut soll's singen
Und was der im Stillen nützt'.

Diesen trug im Bürgerkriege
Ein Soldat von Sieg zu Siege,
Ein gar tapfrer Offizier,
Bis daß ihn mit List der Schlangen
Nahm der arge Feind gefangen
Voller Haß und Rachbegier.

In den Libby-Kasematten,[1]
Einem feuchten Loch voll Ratten,
Schmachten mußt' der Held ein Jahr,
Bis er, nah' dem Hungertode,
Bleich, gealtert und marode,
Endlich neu ein Freier war.

Nach vier langen, schweren Jahren
Darf er wieder heimwärts fahren,
Und mit ihm sein treuer Hut.
Dieser, selber schier ein Kämpe,
Mit der mächtig breiten Krämpe —
Ach, wie wird's dem Hut zu Mut!

Ganz verbeult und voller Schrammen,
Bricht er fast in sich zusammen,
Seiner selbst ein Jammerbild;
Ach, die goldne Schnur verloren
Samt den Eicheln, glanzerkoren —
Fast dem Filz die Träne quillt!

[1] Die Libby-Kasematten waren das Gefängnis für Unionskrieger in Richmond, Va.

Doch als treuen Kampfgenossen
Hat ihn warm ins Herz geschlossen
Unser braver Veteran;
Und dieweil in Mutters Pflege
Er sich sonnt, hält der Kollege
Rast im Wandschrank nebenan.

Und kaum wieder auf den Füßen
Will der Held den Hut begrüßen —
Aber leer ist das Quartier!
Alles Suchen in dem Schranke
Bleibt vergeblich, kein Gedanke,
Keine Spur vom Freund blieb hier.

Schmerzbewegt und herzbeklommen —
„Wohin ist mein Hut gekommen?“ —
Fragt der Sohn sein Mütterlein.
„Wie, du suchst nach dem zerrissnen,
Ganz durchlöcherten, verschlissnen
Kriegerischen Heil'genschein?

Lieber Gott, — Pantoffelsohlen
Macht' ich mir daraus verstohlen,
Eben langt' es noch dazu!
Sieh, ich wollte dich nicht stören,
Solltest meinen Schritt nicht hören,
Wenn ich ging auf leisem Schuh'!“

Und es beugt der Sohn sich nieder,
Küßt die Mutter, wieder, wieder —
Schier beneidet er den Hut!
Wer im Dienst der Mutterliebe
Also auf der Strecke bliebe,
Endet rühmlich, endet gut![1]

Franz Pauly.
(* Prag, 1859)

marode = abgemattet.
verschlissen = abgegriffen.
auf der Strecke bleiben = sterben.

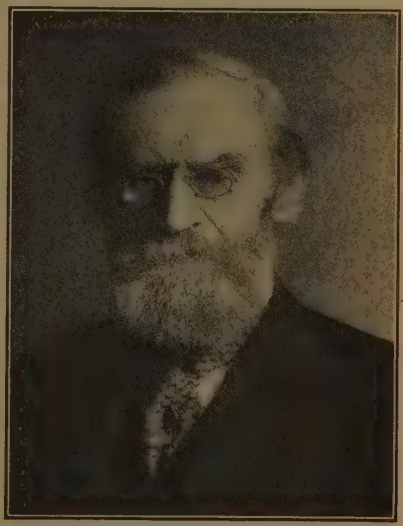
45. Karl Schurz.

An einem der schönsten Punkte New Yorks, den majestätischen Hudson überblickend, steht das prächtige Standbild eines Deutsch-Amerikaners, von Deutschen und Amerikanern errichtet, zum Gedächtnisse eines Mannes, den beide mit Stolz zu ihren Größen zählen. Es ist das Denkmal zur Erinnerung an Karl Schurz. Ihm war es nicht an der Wiege gesungen worden, daß er in fremdem Lande, in der mächtigen Republik jenseits des Ozeans, zu solchen Ehren kommen würde. Karl Schurz kann uns aber ein leuchtendes Beispiel dafür sein, wie Treue, Ausdauer, Ehrlichkeit, Fleiß und Tüchtigkeit überall in der Welt ihre Anerkennung finden.

In Liblar bei Köln am Rhein als Sohn eines Dorfschullehrers am 2. März 1829 geboren, verbrachte Schurz

[1] Der Eigentümer des Hutes war Oberst Leopold Markbreit, nachmals Oberhaupt der Stadt Cincinnati, im Jahre 1909 gestorben.

seine ersten zehn Jahre unter der strengen, und doch liebevollen Leitung der Eltern. Namentlich hing der Junge an der klugen, patriotischen und poetischen Mutter, von der er auch die meisten seiner vielen Talente erbte. Im Jahre 1839 kam er nach Köln in das Jesuitengymnasium und wir können uns lebhaft vorstellen, welchen tiefen Eindruck die große Stadt auf den einfachen Knaben aus dem Dorfe machte. Er lernte brav, und seine Zensuren zeigen, daß er eine besondere Vorliebe für Geschichte, Lateinisch und Griechisch hatte. Acht Jahre später ging er auf die Universität Bonn, um Geschichte und Philologie zu studieren. Hier schloß vom ersten Tage an der stille, bescheidene Jüngling Freundschaften mit Männern, die ihm dieselben durchs ganze Leben hindurch bewahrten, unter vielen anderen auch mit Gottfried Kinkel, einem deutschen Dichter und Patrioten, der damals in Bonn an der Universität lehrte.



Karl Schurz

Als das Jahr 1848 herankam und das Sehnen des deutschen Volkes nach Freiheit und Einheit des Vaterlandes immer stärker wurde und schließlich eine Revolution ausbrach, da waren die deutschen Professoren und Studenten die ersten, welche die schwarz-rot-goldene Fahne entfalteten und ihr Gut und Blut freudig für ihre Ideale hergaben wollten. So auch Karl Schurz. Seine Mutter gab dem Sohne selber den Säbel in die Hand mit den Worten: „Führe ihn in Ehren."

Begeistert trat der Jüngling in den Kampf ein, der leider ruhmlos und erfolglos endete. Geächtet, entfloh er unter großen Gefahren aus Koblenz und eilte in die Schweiz. Hier war aber seines Bleibens nicht lange, denn er hörte, daß sein Freund und Lehrer Kinkel gefangen und zum Tode verurteilt worden sei. Sofort beschloß er, koste es was es wolle, ihn zu befreien. Unter eigener Lebensgefahr gelang das ihm auch, und glücklich erreichten die beiden den gastlichen Boden Englands.

Schurz hatte jetzt keine Wahl mehr: nach Deutschland durfte er nicht zurück, in England fühlte er sich nicht wohl; so schiffte er sich 1852 mit vielen seiner Freunde und Mitkämpfern des Jahres 1848 nach Amerika ein. Er hat es nie bereut. Mit klugem Blicke und scharfem Verstande erkannte er sofort, wie sehr sein neues Vaterland seiner Dienste bedurfte. Ihm widmete er nun sein ganzes Leben. Er wurde bald der Führer der republikanischen Partei im Staate Wisconsin; Lincoln wurde auf den jungen tüchtigen Advokaten aufmerksam und ernannte ihn zum Ge-

sandten in Spanien. Welch ein Wechsel: vor ein paar Jahren ein heimatloser, geächteter Flüchtling und jetzt Vertreter der größten Republik auf Erden!

Unterdessen war der unglückselige Bruderkrieg hier im Lande ausgebrochen und Schurz zögerte keinen Augenblick, sein Schwert, seine Erfahrung, sein Leben dem neuen Vaterlande zur Verfügung zu stellen. Als General kämpfte er in den Schlachten von Bull Run, Chancellorsville, Gettysburg, Chattanooga und anderen, und errang Ruhm und Ehren.

Nach dem Kriege sandte ihn der Staat Missouri in den Bundessenat und später machte ihn Präsident Hayes zum Minister des Innern. In diesem Amte konnte er viel zur Verbesserung des öffentlichen Dienstes tun. Er war der erste, der warm dafür eintrat, daß kein öffentlicher Beamter seine Stelle verlieren solle, so lange er treu und gewissenhaft seine Arbeit tue. Für diesen Gedanken trat er in Wort und Schrift ein, in Reden und in Zeitungen, an deren Spitze er nachmals als Herausgeber oder Schriftleiter stand.

Am 14. Mai 1906 kam dieses reiche, nützliche Leben zum Abschlusse, und zwar in New York. Was von Karl Schurz, dem Staatsmanne, dem Patrioten zweier Welten, dem Redner und Schriftsteller, dem Heerführer sterblich war, ruht auf dem herrlichen Friedhofe in Tarrytown im Staate New York.

Paul A. von Horn.

(* Mitau in Kurland, 1866)

46. Das deutsche Lied in Amerika.

Das deutsche Lied kam mit dem bescheidenen Einwanderer ins Land; aber was es sich gewonnen, ist nicht allein ein bloßer Bürgerbrief. Es ist als Eroberer eingedrungen und hat unwiderstehlich das amerikanische Herz besiegt. Es hat sich ein eigenes Reich gegründet, in welchem es mit zauberischem Scepter waltet und seine Untertanen freier, milder und größer macht. Und auf der Bahn der Eroberung wird es fortschreiten, bis ihm in unsern unermeßlichen Grenzen keine Menschenbrust mehr verschlossen bleibt und bis der fremdgeborene Genius seine ganze Mission erfüllt, indem er, den amerikanischen Boden befruchtend, hier eine einheimische Kunst erstehen macht, welche all die mächtigen Gedanken und Triebe des kosmopolitischen Volkes in eigenen Schöpfungen widerspiegeln soll.

Karl Schurz.
(* Liblar bei Köln, 1829 — † New York, 1906)

47. Amerikas Schätze.

Es ist dir viel zu teil geworden,
Mein herrlich Land Amerika;
Dein Adler zieht vom eis'gen Norden
Zum sonnbeglänzten Florida,
Dein sternbesä'tes Banner wehet
In Maine und fern am Gold'nen Tor,[1]
Wo düster noch der Urwald stehet,
Und wo die Palme ragt empor.

[1] Die Einfahrt in die Bai von San Francisco.

Dein Boden prangt in selt'ner Fülle —
Hier kränzet ihn der gold'ne Mais,
Dort lohnt mit weicher, weißer Hülle
Baumwolle gern des Pflanzers Fleiß;
Der Erze reiche Schätze blinken
In deines Schoßes dunkler Nacht,
Und Trauben und Orangen winken
Aus grünem Laub in süßer Pracht.

Kein ander Land kennt solche Wunder,
Wie sie umschließet dein Gebiet:
Des Niagara Sturz hinunter
Mit Staunen unser Auge sieht.
Du läßt uns Berg' und Ströme finden,
Den vielgepries'nen fremden gleich;
Versteckest in der Erde Rinden
Ein zauberprächtig Feenreich.[1]

Doch was vor solcher Pracht und Schöne,
Amerika, dich dauernd schmückt,
Und deine Töchter, deine Söhne
Mit unschätzbarem Gut beglückt —
Das Erbe ist's, für das gezogen
Einst Washington sein reines Schwert,
Für das ein Franklin Rat gepflogen,
Und Helden starben ehrenwert.

[1] Mammoth Cave im Staate Kentucky.

Die Freiheit ist's, in deinen Gauen
Dereinst erworben schwer durch Blut.
Laß dankbar sie uns fürder schauen,
Bewahr uns ihre treue Hut!
So mögen licht die Streifen winken,
Wie sie der Väter Blick schon sah,
Und nie ein Stern verdunkelt sinken
Aus deinem Schild, Columbia!

H. H. Fick.

48. Die Freiheitsgöttin im Hafen von New York.

Beim Einfahren in die schöne Bucht von New York erblickt man mitten im Wasser eine riesige Figur. Sie stellt eine Frau vor, welche unter dem einen Arme ein Buch trägt, in der erhobenen Rechten aber eine Fackel hält. Den Kopf umgibt eine Strahlenkrone. Es ist die Statue der Freiheitsgöttin, die sich auf Liberty-Island erhebt und tags sowohl wie nachts den Herannahenden begrüßt. Während der Dunkelheit leuchtet das Feuer in der Fackel, und am Tage läßt die ungeheure Größe der Bildsäule dieselbe von weitem erkennen. Das Denkmal stammt aus Frankreich und wurde den Vereinigten Staaten geschenkt, um die Freundschaft zwischen den beiden Republiken zu bekunden und zu stärken. Die Figur ist aus Kupfer und fast 150 Fuß hoch. Dabei steht sie auf einem Unterbau, der allein schon über 100 Fuß emporstrebt. In der Höhlung des Kopfes haben vierzig Personen Platz. Der Zeigefinger würde in einem gewöhnlichen Zimmer von dem

Fußboden bis zur Decke reichen. Er ist so dick, daß der Reifen eines Mehlfasses als Ring sehr gut passen würde. Der Urheber dieses gewaltigen Kunstwerkes, welcher übrigens noch andere Gebilde für dieses Land geschaffen hat, ist am 4. Oktober 1904 in Paris im Alter von 70 Jahren gestorben. Er hieß F. August Bartholdi und war aus Kolmar im Elsaß gebürtig. In seinen Adern floß französisches, deutsches und italienisches Blut. Fast alle seine Schöpfungen sind in riesenhafter Größe ausgeführt. Der Künstler starb arm.

Die Bildsäule der Freiheitsgöttin

49. Am Patapsco.[1]

Die Mühle ist zerfallen,
Versandet liegt das Wehr,[2]
Magnolien und Katalpen
Wild wuchern ringsumher.

[1] Ein Fluß im Staate Maryland. [2] Ein das Wasser stauender Damm.

Es spielt im Schilf die Sonne
Des Südens, zaubervoll;
Aus grünem Dickicht flötet
Klagtöne der Pirol.[1]

Längst ist vom letzten Siedler
Der letzte Klang verhallt:
Sein uralt Reich erobert
Sich wiederum der Wald.

Julius Hofmann.
(* Friedberg i. d. Wetterau, 1865)

50. Am dreißigsten Mai.[2]

Die Sonne geht zur Rüste im Westen still und sacht;
Schon hebt sie sich im Osten, die wundervolle Nacht.
So gingen die zur Rüste, die keine Träne weckt,
So gingen die zur Rüste, die dieser Rasen deckt.
Wie ruht sich's sanft, ihr Schläfer! — Wer störte ihre Ruh'?
Des Vaterlandes Größe deckt ihre Gräber zu.
Hier, wo man euch geborgen, hebt fromm sich jede Hand,
Um eure Hügel säuselt der Gruß vom Vaterland.
Wer jetzt so schlummern könnte! Wer ruht so sanft, wie ihr?
Zu Füßen legt, zu Häupten, der Kränze frische Zier;
Für eures Landes Größe zogt ihr hinaus zur Schlacht,
Und habt, den Tod im Herzen, den Sieg nach Haus gebracht.
Laßt frische Blumen streuen uns in des Lenzes Pracht;
Es ist die Zeit der Maien, da eurer man gedacht;

[1] Ein nach seinem Ruf benannter Vogel = Goldamsel.
[2] Der 30. Mai ist Gräberschmückungstag.

Dann geht wohl allerorten die Kunde durch das Land:
Gedenke deiner Toten, mein stolzes Vaterland!
Laß jene Sonne sinken, denn ewig lebt das Licht;
Die Lieb' des Vaterlandes, auch euch erlischt sie nicht.
O, säuselt sanft, ihr Lüfte, denn heilig ist der Tag,
An dem man unsrer Toten in Lieb' gedenken mag.

Rudolf Puchner.
(* Beutelsbach in Württemberg, 1829 —
† Wittenberg in Wisconsin, 1913)

51. Das Vordringen der Kultur.

Viele Jahrhunderte, ehe Christoph Kolumbus Amerika entdeckte, und noch lange Zeit nachher waren die Indianer oder Rothäute die einzigen menschlichen Bewohner unseres Landes. An den Flüssen und Seen hatten sie sich die besten und schönsten Plätze ausgesucht. Dort waren ihre Jagdgründe, und die Natur versorgte sie so reichlich mit Nahrung, daß sie sich kaum darum zu mühen brauchten. Die Wälder, die damals fast den ganzen Kontinent noch bedeckten, waren voll Wild: da gab es Bären, Hirsche, Rehe und wilde Truthühner im Überfluß; und auf den weiten Prärien grasten ungeheure Herden Büffel. Die Gewässer aber waren reich an Fischen, Schildkröten und anderen Wassertieren. Mit Jagd, Fischfang und etwas Maisbau konnten sich also die Rothäute leicht ernähren. So lebten sie sorglos Jahrhunderte hindurch. Ihr Zeitvertreib waren die fortwährenden Streitigkeiten und blutigen Kämpfe zwischen den einzelnen Stämmen ihres Volkes.

Für die Kultur des Landes, für dessen Aufbau und Ent-

wicklung taten die Indianer durch solche Lebensweise natürlich nichts.

Da kamen vor ungefähr dreihundert Jahren weiße Leute von Europa nach Amerika und ließen sich zunächst im Osten des Landes, in der Nähe der heutigen Städte Boston, New York und Philadelphia nieder. Anfangs waren es nur wenige Familien; bald kamen aber immer mehr Einwanderer nach. Die Ansiedler oder Kolonisten waren zumeist Bauern und Handwerker aus Schweden, Holland, Deutschland und England. Sie kauften von den Indianern um geringes Entgelt Ackerland und bebauten es.

Voller Angst und Mißtrauen sahen indessen die Rothäute, wie im Laufe der Jahre der Strom der Einwanderer wuchs und sie selber allmählich von den weißen Ackerbauern verdrängt wurden. Keinen Fußbreit Landes wollten die Indianer fernerhin den Blaßgesichtern, wie sie die Europäer nannten, abtreten. Nun waren die Kolonisten gezwungen, sich das Land, welches sie für den Ackerbau nötig hatten und von den Rothäuten nicht mehr gutwillig kaufen oder eintauschen konnten, mit Gewalt anzueignen. Da kam es denn oft zu jenen blutigen, erbitterten Kämpfen, die aus der frühen Geschichte unseres Landes hinlänglich bekannt sind. Wiederholt geschah es damals, daß einem Bauer, der ohne lange zu fragen das Land urbar machen und bebauen wollte, von den Indianern darin Einhalt geboten wurde, wie unser Bild zeigt.[1]

[1] Die Illustration ist die Wiedergabe eines Gemäldes des Künstlers John Hauser, von deutschen Eltern 1860 in Cincinnati geboren und 1913 gestorben.

Das Vordringen der Kultur

Auf den ersten Blick möchte man den Indianern, den ursprünglichen Besitzern des Landes, in ihrem Vorgehen recht geben. Die Blaßgesichter, die Eindringlinge, waren ihre Feinde, warum sollten sie sich von ihnen verdrängen lassen? Allein, was wäre aus Amerika geworden, wenn man es den Indianern überlassen hätte! Da die Rothäute von Natur träge waren, hätten sie das Land nur wenig bebaut, auch keine Städte und Dörfer angelegt, so daß Amerika wohl heute noch ein großer Urwald wäre, mit weiten Prärien dazwischen, gerade wie zur Zeit seiner Entdeckung. Trägheit und Unwissenheit müssen dem Fleiße, dem Fortschritte und der Aufklärung weichen. Nur durch stetige Arbeit, Erziehung und Bildung kann der Reichtum eines Landes entwickelt werden.

Die weißen Ansiedler gereichten unserem Lande zum größten Segen, denn sie brachten ihm die Kultur.

Emil Kramer.

52. Sterne und Streifen.

Im Morgenwind, in der Sonne Gold,
Der Freiheit heiliges Banner rollt;
Sein Rauschen tönt wie Adlerflug
Um Alpenhäupter im Siegeszug.
Es klingt wie das Rauschen im Urwaldsdom,
Es klingt wie das Brausen im Felsenstrom,
Es klingt wie die Brandung am Klippenstrand
Von See zu See und von Land zu Land:
Freiheit, Freiheit!

Wie die ewigen Sterne vom Himmelszelt
Herniedergrüßen zur träumenden Welt,
Wie im blauen Äther ihr Licht erglüht,
Erfreuend, erhebend das Menschengemüt,
So grüßen die Sterne des Banners, wenn hold
Es den staunenden Blicken der Völker entrollt,
So kündet ihr Anblick vom heiligen Hort
Dem Lande der Freien das herrliche Wort:
Freiheit, Freiheit!

So zog es voran einst der Väter Heer,
Als die Knechtschaft dräute und Fesseln schwer,
So hat es ermutigt die Kämpfer im Streit,
So hat es die Waffen der Krieger gefeit,
So hat es die heilige Lohe geschürt,
So hat es zum herrlichen Siege geführt,
So hat es gewährt ihnen köstlichen Lohn,
So hat es geheiligt die Union:
Freiheit, Freiheit!

Friedrich A. Schmitt.
(* Hilgenbach in Westfalen, 1852 — † Cincinnati, 1890)

53. Vom wilden und vom zahmen Puter.

Der zahme Truthahn oder Puter, mit seinem kleinen, kahlen Kopfe auf dünnem, nacktem Halse, und mit seinem großen, plumpen Körper, ist gerade kein besonders schöner Vogel. Sein Vetter, der noch in einigen Staaten unseres Landes in Freiheit lebt, übertrifft den zahmen Puter an

Wuchs und Gefieder bei weitem. Auch das Fleisch des wilden Truthahns ist viel schmackhafter. Kein Wunder, daß schon die Indianer ihm mit Vorliebe nachstellten, und er heute noch von den Jägern so gerne geschossen wird, daß nur wenige von den wilden Truthühnern übrig sind.

Unsere Puter, die des Fleisches wegen auf Farmen gezüchtet werden, haben in ihrer Lebensweise sehr viel mit ihren in der Freiheit lebenden Brüdern gemein. Der wilde Puter streicht gerne durch große Wälder und weite Ebenen, um sein Futter zu suchen. Dasselbe ist auch bei den zahmen Truthühnern der Fall, die deswegen auf kleinen Gehöften nicht gut gedeihen. Im Staate Rhode Island hat man verschiedene Versuche mit der Züchtung von Truthühnern angestellt. Da hat man gefunden, daß sie, besonders die jungen, auf hochgelegenen, trockenen Weideplätzen mit kurzem Grase, am besten gedeihen. Die alten Truthühner bringen die Nacht am liebsten auf Bäumen zu, selbst im strengsten Winter, und befinden sich da viel wohler als in einem engen Hühnerstalle.

Das wilde Truthuhn verbirgt mit aller Sorgfalt seine Eier vor den Krähen, von denen sie gerne aufgefressen werden. Daher kommt es wohl, daß auch die zahme Truthenne ihre Eier weit weg vom Farmhaus an ganz verborgene Plätze legt. Plötzlich erscheint sie dann, nachdem sie wochenlang unsichtbar war, mit einer großen Herde kleiner Küchlein. Die jungen Truthühner, die genau in vier Wochen ausgebrütet werden, bedürfen anfänglich vieler Sorgfalt und Pflege. Feuchtigkeit und Ungeziefer sind

ihnen sehr schädlich. Sie müssen oft und reichlich gefüttert werden, weil sie schnell wachsen.

Wilde Truthühner wurden früher oft in Fallen gefangen. Diese Fallen waren eine Art von großen viereckigen Hühnerkäfigen, die im Walde mittels übereinander gelegter Baumstämme errichtet und oben zugedeckt waren. Auf einer Seite grub man einen Eingang unten durch, gerade groß genug für einen Puter. In der Nähe, sowie auf dem Pfad in den Käfig, streute man Maiskörner. Die Truthühner gingen hungrig dem schönen Futter nach und waren ahnungslos bald durch das Loch im Käfige. Doch zurück fanden sie den Weg nicht mehr — sie waren gefangen.

54. Die Wanderdrossel.

Noch schlummern im Garten die Blumen,
Vom Frost des Winters erstarrt;
Noch hört man kein Säuseln, kein Summen
Am Bächlein, süßinnig und zart.
Im Wald, sonst von Liedern umworben,
Versiegte des Klangs letzte Spur;
Verödet und ausgestorben
Erscheint nun die ganze Natur.

Die Birkenzeisige schieden
Nach Norden mit Jubelgeschrei;
Goldhähnchen, fortwandernd vom Süden,
Sie kommen und ziehen vorbei.

Jetzt plötzlich erscheint auf den Zweigen
Von Föhren und Ulmen ein Gast,
Der bald mit dem jauchzenden Reigen
Die sehnenden Herzen erfaßt.

Das weckt aus dem Schlafe die Wälder,
Das weckt den leisrieselnden Bach;
Und bald folgen Gärten und Felder
Im Sprossen und Blüten auch nach.
Das ist dann ein frohes Erwachen
Aus langem, schwermütigem Traum:
Schneeglöckchen und Veilchen schon lachen
In den Hecken am Gartensaum.

O Robin,[1] du wandernder Bote
Des Frühlings, wie weckst du so frisch
Natur aus dem wintrigen Tode,
Den Wald und das grüne Gebüsch.
Und auch aus den Herzen, den kalten,
Der Menschen verscheuchst du den Gram;
Dein Sang und dein fröhliches Walten
So Kummer als Sorge uns nahm!

H. A. Rattermann.
(* Ankum in Westfalen, 1832)

[1] Der Robin wird fälschlich oft Rotkehlchen genannt. Richtig ist die Bezeichnung Wanderdrossel.

55. Der Waschbär.

Der gemeine Waschbär ist zwei Fuß lang, die Schwanzlänge beträgt zehn Zoll; am Widerrist ist er etwas über einen Fuß hoch. Der Pelz ist gelblichgrau und schwarz gemischt. Von der Stirne bis zur Nasenspitze zieht sich

Der Waschbär

ein schwarzbrauner Streifen, und auch das Auge ist von einem schwarzbraunen Flecken umgeben. Über die Augen weg zu den Schläfen verläuft eine gelblichweiße Binde.

Heutigen Tages ist der Waschbär in den bewohnten Gegenden in Folge der unaufhörlichen Nachstellungen, die er erleiden mußte, weit seltner geworden, als er früher war; doch konnte man ihn immerhin noch nicht ganz vertreiben.

Im Inneren des Landes, namentlich in Waldgegenden, findet er sich in Menge. Wälder mit Flüssen, Seen und Bächen sind seine Lieblingsplätze; hier treibt er so ziemlich ungestört sein Wesen bei Tag und Nacht. In der Regel pflegt er seine Jagden erst mit Einbruch der Dämmerung zu beginnen und den hellen Sonnentag in hohlen Bäumen oder auf dicken belaubten Baumästen zu verschlafen. Wo er aber ganz ungestört ist, hat er eigentlich keine besondere Zeit zur Jagd, sondern lustwandelt ebensowohl bei Tage wie bei Nacht durch sein weites Gebiet.

Er ist ein munterer, schmucker Bursch, welcher durch große Regsamkeit und Beweglichkeit sehr erfreut. Wenn er gleichgültig dahin schlendert, erkennt man ihn allerdings nicht als das, was er wirklich ist. Er senkt dabei den Kopf, wölbt den Rücken, läßt den Schwanz hängen und schleicht schiefen Ganges langsam seines Weges fort; sowie ihm jedoch etwas auffällt, verändert sich sein ganzes Wesen. Das gestruppte Fell glättet sich, die breiten Lauscher werden gespitzt, er stellt sich spähend auf die Hinterbeine und hüpft und läuft nun leicht und behende weiter oder klettert mit großer Geschicklichkeit auf Bäume und macht mit unfehlbarer Sicherheit Sprünge von einem Ast zum anderen. In seinem geistigen Wesen hat er durchaus etwas Affenartiges. Er ist heiter, munter, neugierig, neckisch und zu lustigen Streichen aller Art geneigt; aber er ist auch mutig, wenn es sein muß, und zeigt im Beschleichen seiner Beute oft die List des Fuchses. Mit seinesgleichen verträgt er sich ausgezeichnet und spielt selbst im Alter noch stundenlang mit an-

deren Gefährten oder, in der Gefangenschaft, z. B. mit jedem Tiere, welches sich überhaupt ins Spielen mit ihm einläßt.

Der Waschbär frißt alles, was genießbar ist, scheint aber ein echtes Leckermaul zu sein, welches sich, wenn es nur angeht, immer die besten Leckerbissen auszusuchen weiß. Die verschiedensten Fruchtarten, wie Kastanien, wilde Trauben, Mais, solange die Körner noch weich sind, Obst aller Art, liefern ihm schätzbare Nahrungsmittel; aber er stellt auch den Vögeln und ihren Nestern nach, weiß listig ein Hühnchen oder eine Taube zu beschleichen, fängt gewandt Fische, Krebse und Schaltiere und wagt sich bei der Ebbe solchem Schmaus zuliebe oft weit in die Gewässer. Besonders die Austern verzehrt er sehr gern und weiß sie geschickt zu öffnen. Er hat die Eigentümlichkeit, seine Nahrung vorher in das Wasser zu tauchen und sie zwischen seinen Vorderpfoten zu reiben, sie gleichsam zu waschen. Das tut er jedoch nur dann, wenn er nicht besonders hungrig ist; in letzterem Falle läßt ihm sein knurrender Magen wahrscheinlich keine Zeit zu der ihm sonst so lieben, spielenden Beschäftigung, welcher er seinen Namen verdankt.

Alfred Edmund Brehm.
(* Renthendorf, 1829 — † Renthendorf, 1884)

Lauscher=Ohren.

56. Die Rache der Wälder.

Des Nachts, wenn die Sonne im Meer entschwand,
Und die Wolken im Sturme jagen,
Da geht in den Lüften ein Brausen durchs Land,

Wie geächteter Rechte Klagen —
Aus den Catskills kommt's, wo die Eichen wehn,
Aus Pennsylvaniens Gebreiten,
Von den Tannen an Minnesotas Seen,
Aus Texas' waldigen Weiten,
Aus den Föhren und Fichten bricht es hervor
In Colorados Gesteinen,
Aus den Rotholzriesen am Goldenen Tor,
Aus den Zedern in Floridas Hainen.
Aus Ost und West, aus Süd und Nord,
Durch Klüfte und Felsen und Felder
Erschwillt es in donnerndem Sturmakkord —
Der Racheruf der Wälder:

Wir wuchsen und wachten viel tausend Jahr'
Bei der Wildnis rotem Sohne;
Wir boten ihm Obdach und Waffe dar,
Und Liebe ward uns zum Lohne.
Wir sproßten in Frieden, wir grünten in Ehr',
Wir schützten und schirmten die Lande,
Da brachen die Bleichen waldein übers Meer
Und lösten die heiligen Bande.
Sie danken uns Heimat, sie danken uns Herd,
Die Bleichen, die Feigen, die Feinen,
Doch danklos verwüsten, von Habgier verzehrt,
Das Mark sie von Wäldern und Hainen!
Uns Hüter des Hochlands, uns Wächter der Seen,
Der Vorzeit heilspendende Erben,

Sie fällen uns herzlos in frevlem Vergehn,
Um Haufen von Gold zu erwerben;
Doch eh' wir zerbrochen, als leblofes Gut,
Der Habsucht uns fügen zum Dache,
Hört, Sturm, uns, und Erde und Feuer und Flut,
Euch rufen herbei wir zur Rache!
Ihr seid uns Genoffen seit ewiger Zeit;
Die Urkraft, euch lieh sie die Waffen,
Drum sollt ihr Vergeltung im rächenden Streit
Am Werke der Menschen uns schaffen.
Was immer gezimmert aus unsrem Gebein,
Der Städte Getürm und Gemäuer,
Reiß es ein, du, o Sturm, reiß es ein, reiß es ein!
Verzehre in Flammen es, Feuer!
Die Brücke der Ströme, die Schiffe im Meer,
Mit unserem Herzblut verdichtet,
Verschling sie, o Flut, bis Wälle und Wehr
Verstrudelt, verstrandet, vernichtet!
Verschütte, o Erde, du, Mine und Schacht,
Die unserem Schoße entragen!
Auf, auf! ihr Genossen der Nacht, zur Schlacht,
Bis die Werke der Menschen zerschlagen!

So hallt es und schallt es im nächtlichen Chor
Durch Klüfte und Felsen und Felder,
Vom Hudson landein bis zum Goldenen Tor:
Der Schrei der geächteten Wälder. —
Und täglich und stündlich erstarrt uns das Blut,

Wenn neu uns die Kunden umwogen,
Daß Sturmwind und Erde, daß Feuer und Flut
Die Rache der Wälder vollzogen.

Konrad Nies.
(* Alzey, 1862)

Kunden = Nachrichten.
Gebreiten = Landstrecken.
Die Bleichen = Die Blaßgesichter, die Weißen.

57. Weihnachten.

Von allen Freuden, die der Winter bringt, dürfte keine mehr Frohsinn hervorrufen, als die, welche Weihnachten gewährt. Und wer am Vorabende des Weihnachtsfestes unter dem strahlenden Tannenbaume sitzt, erinnere sich, daß das Fest, wie es hier gefeiert wird, der Zähigkeit zu verdanken ist, mit der unsere Vorfahren seit Jahrhunderten an einer schönen, alten germanischen Sitte festgehalten haben. Obwohl in den Wäldern Amerikas herrliche Nadelholzbäume wachsen, würde es doch keinen Weihnachtsbaum in den Vereinigten Staaten geben, wenn nicht die Deutschen die Sitte, ihn alljährlich aufzurichten, aus der alten Heimat mit über den Ozean gebracht und ihm so in der Neuen Welt das Bürgerrecht verschafft hätten.

Die alten Germanen feierten um dieselbe Zeit, wann jetzt die Christenheit Weihnachten feiert, das Fest der Sonnenwende. Es war ein heidnisches Fest, das dem Sonnengotte Fro zu Ehren gehalten wurde. Mit der Nacht der Wintersonnenwende anfangend, dauerte es zwölf Tage. Diese Zeit wurde von allen germanischen Stäm-

men sehr heilig betrachtet. Aller Streit und jede Fehde ruhte, feierliche Umzüge wurden veranstaltet, aber man erfreute sich auch an frohen Gelagen. Als Festspeise diente der dem Sonnengotte geheiligte Eber, welcher, mit grünen Zweigen geschmückt, auf die Tafel kam. Als dann später das Christentum bei den Germanen Eingang fand, waren den Priestern desselben die alten heidnischen Gebräuche, an denen die Menge festhielt, ein Dorn im Auge. Daher verlegte die Geistlichkeit das schöne Fest der Christen in die Tage des Julfestes, wie die Feier der Sonnenwende genannt wurde.

Ist es auch im Laufe der Jahrhunderte gelungen, die Germanen, oft unter den barbarischsten Mitteln, dem neuen Glauben zuzuwenden, so hat sich die alte Feier der Wintersonnenwende nicht nur erhalten, sondern einen Triumphzug durch die ganze Welt genommen. Überall, wohin Deutsche kommen — und wo gäbe es heute nicht Deutsche auf dem Erdballe — strahlt der Tannenbaum im Lichterglanze. Er erinnert die Ausgewanderten an die in der alten Heimat verlebten schönen Tage der fröhlichen Weihnachtszeit und führt den in der Fremde Geborenen ein Stück des deutschen Gemütlebens vor Augen.

58. Von den grünen Landstreichern.

„Was ist denn das für verdächtiges Gesindel, das sich auf Fußsteigen und an Wegen und Zäunen so breit macht?“ frug der junge Weißdornstrauch den stolzen Tulpenbaum, der neben ihm am Saume des Gehölzes stand.

„Es ist fahrendes Volk," antwortete der Baum, „wie du schon aus ihrer Tracht ersehen kannst. Ich erinnere mich noch, wie der erste der Sippe, der Wegerich, mit den Ansiedlern über die östlichen Berge in unser Tal einwanderte. Das mag so fünfzehn Jahrzehnte her sein, eine Zeit, in der noch alles Land im Besitz unseres Bundes und seiner Gefolgen war."

„Dann hat unsere Heimat einst ganz dem Walde gehört?" sprach der Weißdorn.

„So weit das Land sich streckt vom Morgen bis zu den breiten Grassteppen im Abend und vom Mittag gen Mitternacht, so weit herrschten die Vorfahren, bis der Weiße kam," erwiderte der Tulpenbaum. „Er vernichtete mit ruchloser Hand unsere uralte Genossenschaft und ihr reiches Erbe verteilte er unter seinen hörigen Gewächsen. Dem Vergehen folgte die Strafe auf dem Fuße. Denn mit den Nutzpflanzen kamen nicht nur ihre armen Verwandten und Bekannten, sondern auch die verlumpten Stromer der Grassteppen und Halbwüsten. Selbst heute noch entflieht mitunter so ein Leibeigener der Knechtschaft, um sich dem Bunde dieser Rechtlosen anzuschließen, die der Mensch verächtlich Unkräuter nennt."

„Wie aber behaupten sich die Schwächlinge gegen den mächtigen Tyrann, der doch unsere titanischen Ahnen niederzwang?" rief der Weißdorn aus.

„Das ist leichter gefragt als gesagt," fuhr der Tulpenbaum fort. „Doch kann ich dir an einigen Beispielen zeigen, wie diese armen Schlucker nicht nur ihr Leben fristen, son-

dern auch dem Erbfeinde erfolgreich widerstehen. Da ist der Wegerich. In seinem ersten Jahre treibt er eine Pfahlwurzel tief in den festgetretenen Boden der Pfade und Landwege und legt seine großen, dicken Blätter darüber.

Der Wegerich

Diese grüne Decke sichert ihm sein Land, schützt es vor dem Austrocknen und hält die Erdwärme wie auch die Sonnenhitze fest. Tauwasser und Regen leitet die Pflanze in den Blattrinnen direkt zur Wurzel ab, und ihre Lage bewahrt sie vor Windschaden und Weidetieren. Sommer und Herbst hindurch bereitet sie Lebensmittel und schickt diese in den Wurzelspeicher hinunter.

Das Jahr darauf hochzeitet der fleißige Wegerich. Er treibt einen langen Stiel, an dem die winzigen, geruchlosen

Blüten zu Tausenden sitzen und läßt sie vom Winde bestäuben; es werden also Duft, Honig und Blütenstengel gespart. Ein richtiger Knauser, wirst du denken. Nein, er streckt sich nur nach der Decke.

So bescheiden wie der Wegerich, lebt der breitspurige gemeine Stechapfel nicht, der mit vielen seinesgleichen dort drüben auf dem Schutthaufen steht. Er entstammt dem verfehmten Geschlecht der Nachtschatten, die nahezu alle Giftmischer sind. Mit den Hunnen sei er aus den Steppen Asiens nach Europa gezogen und später mit den Kavalieren nach Virginien gekommen, erzählte mir der Mond. Wie du siehst, trägt er auf den dicken, gabelich verzweigten Stengeln ein richtiges Blätterdach, in dessen Schatten nichts gedeihen kann. So übelriechend ist sein Kraut, daß Pflanzen und Tiere ihn fliehen. Die langen, weißen Blüten, von denen er mehrere Dutzend trägt, öffnen sich und duften nur mit dem Einbruch der Dunkelheit für die Nachtfalter, denen sie Honig spenden und die dafür von ihnen bestäubt werden. Seine sehr giftigen Samen, die merkwürdigerweise der Feldmaus nichts schaden, verpackt der Stechapfel mit größter Sorgfalt in eine ansehnliche, mit spitzen Stacheln versehene Kapsel. In so großen Mengen erzeugt er denselben, daß die Nachkommen einer einzigen Pflanze im ersten Jahre etwa zwei Acker, in acht Jahren jedoch das ganze Festland bedecken könnten. Trotz seines sorgenlosen Lebens wird er nur ein Jahr alt.

Den Löwenzahn aus dem Hause der Korbblütler darf ich nicht vergessen. Sein goldener Stern leuchtet hier das

ganze Jahr hindurch aus dem dunklen Grün der Weiden und Wiesen, in die er sich frech eindrängt. Vermittelst der langen Pfahlwurzel setzt er sich fest und mit seinem dichten Blätterschild erstickt er rasch das junge Gras. Er arbeitet also im ersten Jahr mit denselben Werkzeugen wie der Wegerich. Im nächsten treibt die kräftige Wurzel einen oder mehrere hohle Stengel, deren jeder nicht eine Blüte, sondern etwa einhundertundneunzig trägt, einen ganzen Strauß also von sehr kleinen, eng nebeneinander stehenden Blumen. Sie öffnen sich nur im Sonnenschein und bewirten ihre beschwingten Gäste mit Honig und Blütenstaub. Da ihnen keine andere Blüte so großen Lohn für so wenig Arbeit gibt, so erscheinen die Insekten in großer Anzahl. Sie bestäuben wohl eine jede Blüte. Der fabelhaft leichte Samen, von dem ungefähr eine Million Körnchen auf ein Pfund gehen, segelt mittelst seines Luftschiffes über Zaun und Mauer, Fluß und See, und gelangt überallhin. Eine fortschrittliche Familie, die der Korbblütler, das muß man ihr lassen, und die artenreichste aller Gewächse. Viele ihrer Angehörigen aber sind, wie der Löwenzahn, zu schamlosen Strolchen geworden und dem Menschen ein Fluch."

Der Tulpenbaum schwieg. Ganz versonnen schaute er hinaus auf das blühende Gelände, das friedlich zu den Füßen dieser letzten Sprossen der einstigen Waldgemeinschaft lag.

„Das sind ja ganz erstaunlich findige und sehr strebsame Leute, diese schlichten Unkräuter," bemerkte der junge Strauch. „Jetzt verstehe ich, wie und warum sie sich gegen

den grausamen Bedrücker halten konnten und noch halten. Wie aber ist dir diese tiefe Kunde von unserer Vergangenheit und von diesen wunderbaren Lebensläufen geworden?"

„Die ist mir nicht von selbst gekommen," entgegenete der Tulpenbaum. „In meinen Jugendjahren bin ich bei dem munteren Bach, den klugen Vögeln und Tieren der Heimat und bei den weisen Alten unseres Bundes fleißig zur Schule gegangen und habe tüchtig studiert. Denn man muß viel lernen, um nur wenig zu wissen."

Moritz Fischer.
(* Großenhain in Sachsen, 1852)

Knauser = Geizhals.
gabelich = wie eine Heugabel geformt.

59. Die letzte Nacht im Elternhause.

Das griff ans Herz, und ich vergess' es nimmer:
Es war die letzte Nacht im Vaterhaus;
Zieh'n sollt' ich mit dem ersten Frührotschimmer,
Vielleicht auf ewig, in die Welt hinaus.

Noch lag ich schlaflos auf dem weichen Pfühle;
Denn viel bewegte mir die junge Brust,
Des Heimwehs Vorgefühl, des Scheidens Schwüle,
Und Hoffnung doch und rege Wanderlust.

Da schlug es zwölf. Die Lampe brannte trübe,
Und leise schritt es durch die Kammertür.
Mir schien's ein Geist; doch war's ein Geist der Liebe,
Die Mutter war's, die sich genähert mir.

Sie nahte still, als wollte sie nicht stören
Des Schlafes, wie sie meinte, tiefe Ruh'.
Ich hörte sie, doch schien sie nicht zu hören;
Ich sah sie, doch ich schloß die Augen zu.

Wie nah' ihr Odem! Ihre Hände lagen
Auf meinem Haupte, wie schon oft zuvor.
Erlauscht' ich auch nicht ihrer Lippen Klagen,
Mein Herz vernahm, was nicht vernahm mein Ohr.

Dann fuhlt' ich ihre Wange auf der meinen.
Warum umschlang ich liebevoll sie nicht,
Als ich sie weinen hörte, schmerzlich weinen,
Und eine Träne fiel auf mein Gesicht?

Und nochmals neigte sie den Mund, den frommen,
Und küßte leise diese Träne fort.
Drauf ging sie wieder, still, wie sie gekommen;
Ich ließ sie geh'n und sprach dazu kein Wort.

Am Morgen schied ich, ohne ihr zu sagen,
Was ich gesehn; doch wie ein heilig Gut
Hab' treu ich die Erinnerung getragen
Im Herzen, wo des Menschen Bestes ruht.

Und dann, als ich nach wechselvollen Jahren
Am offnen Grabe meiner Kinder stand,
Da hab' ich, tief erbebend, erst erfahren,
Was jene Nacht mein Mütterlein empfand.

Und Lieb' und Treue, Dank und heißes Sehnen,
Ich kost' sie täglich, koste sie nicht aus.
Wohl bin ich glücklich, aber oft in Tränen
Denk' ich der letzten Nacht im Vaterhaus.

Bernhard Bettmann.
(* Weidnitz in Bayern, 1834 — † Cincinnati, 1915)

60. Der kletternde Giftmischer.

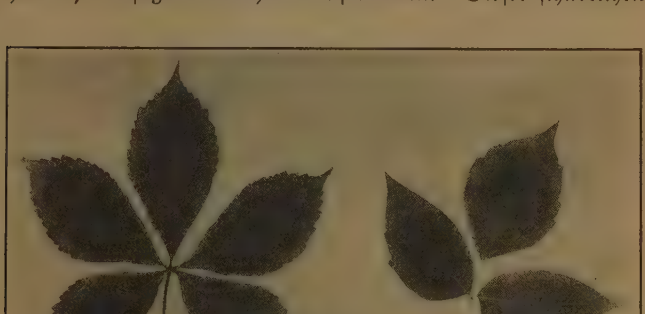
Wer oft die schattigen Wälder und fruchtschweren Felder des Ohiotals durchstreift, dem fällt bald eine recht stattliche großblättrige Schlingpflanze auf, welche die Stämme und Äste selbst der größten Bäume dicht umhüllt und bis in die höchsten Wipfel klettert. Auf Wiesen und Weiden nimmt sie auch mit Sträuchern und hohen Stauden vorlieb, oder sie rankt sich über steinige Halden und steile Gehänge. Fehlt aber jedwede Stütze, so wächst sie einfach über den Boden hin, wie alle Schlingpflanzen, wenn sie vom Menschen aus der Waldheimat vertrieben werden. Am häufigsten jedoch begegnet man dem lebensfreudigen Wesen auf Feldwegen und Landstraßen, wo es die unzähligen Pfähle der häßlichen Riegel- und Drahtzäune als Standort benutzt und dieselben in die schönsten Sträucher verwandelt.

Die meisten Gewächse werden von den Kleinpilzen, Insekten und Huftieren ganz erheblich beschädigt, namentlich am Laube. Die Blätter unserer Pflanze hingegen werden nur selten belästigt; bis in den Spätherbst hinein dauern sie in jugendfrischer Schöne. Da sie keine sichtbaren Waffen

Der Giftsumach

wie Dornen, Stacheln, Haken, Haare usw. besitzen, und auch keinen widerlichen Geruch verbreiten, so dürfte ihr Schutzmittel ein verborgenes sein. Von welcher Art, das wird die Pflanze uns selbst sagen, sobald wir sie nur richtig fragen.

Wenn man sie nämlich an irgendeinem Teile verletzt, so entquillt der Wunde sofort eine milchige Flüssigkeit. Auf die Haut gebracht, ruft der Saft bei den meisten Menschen in kurzer Zeit eine mehr oder minder schwere Entzündung hervor, die sogar tödlich verlaufen kann. Dieser schädlichen



Wilder Wein Giftsumach

Eigenschaft seines Herzsaftes verdankt das Gewächs seinen wissenschaftlichen Namen. Es heißt Rhus toxicodendron, der rote Giftbaum. Im Volke wird es Giftsumach genannt. Man verwechselt die Pflanze nur zu häufig mit dem bekannten wilden Wein, mit dem sie oft zusammen vorkommt. Der wilde Wein, wissenschaftlich Ampelopsis quinquefolia genannt, besitzt jedoch fünfzählige Blätter, während die des Giftsumachs nur dreizählig sind. Auch fehlen unsrer Pflanze die niedlichen Haftscheiben oder

Saugwurzeln, mit denen der wilde Wein sich an seine Stützen anleimt. Fernerhin trägt der wilde Wein sehr reichlich Frucht in der Form schwarzer Beerentraubchen, während bei dem zweigeschlechtlichen Giftsumach nur der weibliche Stock ganz ähnliche, aber weiße Träubchen reift.

Hinsichtlich der Vergiftung selbst hat die neuere Forschung endgültig bewiesen, daß die Vergiftung nur durch die Übertragung des Milchsaftes auf die Haut erfolgt. Vermittelst der Hände wird der giftige Saft leicht über den Körper verbreitet, und zwar am ehesten nach dem Gesichte. Hier setzt die Krankheit mit Geschwulst und einem äußerst lästigen Ausschlag ein. Dieser Ausschlag ist sehr schmerzhaft, mit unerträglichem Jucken und Brennen verbunden, und seine Heilung kann sich wochenlang hinziehen.

Sofort gemildert wird der quälende Schmerz durch Befeuchtung der Haut mit einer Lösung von Bleizucker in Alkohol. Die weitere Behandlung des Erkrankten steht nur dem Arzte zu. Man weiß heute, daß die Vergiftung nicht nur von einer Person auf die andere übertragen werden kann, sondern daß sie auch in manchen Fällen rückfällig auftritt. In das Reich der Fabel jedoch gehört die weit verbreitete Annahme, daß der Giftstoff eine von der Pflanze abgegebene flüchtige Substanz sei, die vermittelst der Luft den Menschen ansteckt.

Moritz Fischer.

61. An meine Kinder.

Pflegt die deutsche Sprache,
Hegt das deutsche Wort;
Denn der Geist der Väter
Lebt darinnen fort,
Der so viel des Großen
Schon der Welt geschenkt,
Der so viel des Schönen
Ihr ins Herz gesenkt.

Was ein Lessing dachte,
Was ein Goethe sang,
Immer wird's behalten
Seinen guten Klang.
Und gedenk' ich Schillers,
Wird das Herz mir warm:
Schiller zu ersetzen,
Ist die Welt zu arm.

Teuer, meine Kinder,
Sei uns dieses Land;
Doch an Deutschland knüpfet
Uns der Sprache-Band.
Wahrt der Heimat Erbe,
Wahrt es euch zum Heil;
Noch den Enkelkindern
Werd' es ganz zu teil.

Wenn dereinst entfallen
Mir der Wanderstab,
Wenn ich längst schon ruhe
In dem kühlen Grab,
Was die Gunst der Muse
Freundlich mir beschied,
Ehrt es, meine Kinder,
Ehrt das deutsche Lied!

Pflegt die deutsche Sprache,
Hegt das deutsche Wort;
Denn der Geist der Väter
Lebt darinnen fort,
Der so viel des Großen
Schon der Welt geschenkt,
Der so viel des Schönen
Ihr ins Herz gesenkt.

Friedrich Karl Castelhun.

(* Nordheim bei Worms, 1828 — † San Francisco, 1907)

Dort

62. Deutschland.

Alljährlich reisen viele Deutsch-Amerikaner über den Atlantischen Ozean, um die alte Heimat aufzusuchen. Sie nehmen auch wohl ihre Kinder mit, um ihnen zu zeigen, wo die Wiege ihrer Eltern und Voreltern stand.

So sollt auch ihr mich jetzt nach Deutschland begleiten. Zu diesem Zwecke begeben wir uns zunächst nach New York, dem größten Hafen Amerikas. Um sogleich mit recht vielen Deutschen zusammen zu sein, wählen wir für unsere Überfahrt ein Schiff, das der Hamburg-Amerika-Linie angehört. Es ist der „Imperator," ein riesiger Dampfer, der fast 1000 Fuß lang ist.

In ungefähr acht Tagen hat der „Imperator" die gewaltige Entfernung von etwa 4000 Meilen zurückgelegt. Wir haben den Atlantischen Ozean, den Kanal und die Nordsee durchfahren und sind glücklich in Hamburg angekommen. Von Hamburg, dem größten Hafen Deutschlands, treten wir nun unsere Reise durch Deutschland an.

Was haben wir auf dieser Reise gesehen und gelernt?

Deutschland liegt auf dem europäischen Kontinent, und zwar zwischen den nördlichen Breitengraden 47 und 55. Man sagt mit Recht, daß es im Herzen Europas liegt, denn

es ist rings von anderen Völkern eingeschlossen. Wenn wir einen Blick auf die Landkarte werfen, so erkennen wir, daß der Norden Deutschlands zum größten Teile Tiefland ist, während sich im Süden viele Gebirge befinden. Im Süden Deutschlands erheben sich auch die höchsten Gebirge Europas: man nennt sie die Alpen. Das norddeutsche Tiefland aber wird begrenzt von der Nordsee und der Ostsee. Diese beiden Meere werden durch eine Halbinsel getrennt, die sich weit nach Norden erstreckt; es ist dies die jütische Halbinsel. Verbunden aber werden Nord- und Ostsee durch den berühmten Kaiser-Wilhelm-Kanal, der an der Mündung des Elbeflusses beginnt und bei dem großen Kriegshafen Kiel in die Ostsee mündet. Dieser Kanal ist für Deutschland ebenso wichtig wie der Panamakanal für Amerika.

In Nordamerika liegen die Hauptgebirge im Westen und Osten; die deutschen Gebirge aber befinden sich im Süden. Daher kommen die deutschen Ströme von Süden her und fließen in die beiden deutschen Meere. Von diesen deutschen Strömen münden der Rhein, die Weser und die Elbe in die Nordsee, während die Oder, die Weichsel und der Pregel in die Ostsee fließen. Durch die mitteldeutschen Gebirge von den anderen großen Strömen getrennt, fließt die schöne Donau von Westen nach Osten. Sie mündet in das Schwarze Meer. Obwohl alle diese Flüsse kleiner sind als die amerikanischen Ströme, so sind sie doch von großer Bedeutung für Deutschland; denn sie sind schiffbar. Außerdem sind sie durch Kanäle miteinander verbunden. Viele

Dampfer „Imperator"

Waren werden daher nicht mit der Eisenbahn, sondern auf Schiffen befördert.

In diesem Lande mit seinen Flüssen und unzähligen Seen, mit seinen schönen Wäldern, Wiesen, Feldern und Gebirgen ist das fleißige Volk der Deutschen rastlos an der

Arbeit. Nicht weniger als siebzig Millionen Menschen leben in Deutschland. Das ist eine gewaltige Menschenmenge, wenn wir bedenken, daß die großen Vereinigten Staaten nur hundert Millionen Einwohner haben. Wir müssen auch daran denken, daß man ganz Deutschland bequem in den einen Staat Texas hineinlegen könnte.

Deutschland ist also im Vergleich mit den Vereinigten Staaten nur ein kleines Land. Dennoch hat es nicht weniger als 1860 Bergwerke, in denen gegenwärtig 700,000 Arbeiter beschäftigt sind. Sie fördern Kohlen, Salze und Erze zu Tage im Werte von jährlich 1650 Millionen Mark =$390,000,000. Von diesem Ertrage kommen allein 1350 Millionen Mark auf den Gewinn von Kohlen. Ein Land aber, das viel Kohlen gewinnt, kann auch viele Faktoreien betreiben. So ist die Kohle die Ernährerin von Millionen deutscher Arbeiter. Es gibt kein Land in Europa, das mehr Kohlen und Eisen hervorbringt als Deutschland. Reich ist das Land auch an Blei, Kupfer und Zink; Gold und Silber aber wird nur wenig gewonnen. Berühmt ist Deutschland ferner durch seine großen Steinsalzlager und Salzquellen. Auch andere Salze werden gefunden, die für den Ackerbau von großer Bedeutung sind.

Deutschland ist ein Waldland, und in treuer Liebe hängt der Deutsche an seinem Wald, den Hunderte von Dichtern besungen haben. Die schönen Eichen, Buchen und Linden, Tannen, Föhren und Birken vergißt der Deutsche auch in der Fremde nicht. Am Rhein, in Thüringen und Franken, ja, überall wird der Wald mit großer Liebe gepflegt.

Außerordentlich schön ist die deutsche Landschaft, wo sich Wasser und Wiese, Wald und Berg zu einem großen Bilde vereinigen. Und solcher schönen Bilder gibt es viele im deutschen Lande. Am schönsten aber ist doch die Gegend am Ober- und Mittelrhein, mit seinen schönen Ufern, an denen üppig die Weinrebe wächst; mit seinen Bergen, auf denen die Ruinen alter Burgen sich im Flusse spiegeln; mit seinen fröhlichen Rheinländern, die bei Gesang und Wein sich ihrer schönen Heimat freuen. Es gibt wohl keinen Ort am Rhein, der nicht ein Märchen, eine Sage zu erzählen weiß. Am Rhein hat der riesenstarke Held Siegfried gelebt. In den Rhein versenkte der grimme Hagen das Gold der Nibelungen, nachdem er Siegfried ermordet hatte; im Rhein steht noch heute der Binger Mäuseturm, und auf einem Felsen am Rhein sitzt die Hexe Lorelei und treibt mit süßem Gesange den Schiffer in den Tod. In den Fluten des Rheines spiegelt sich auch der Kölner Dom, eines der gewaltigsten und schönsten Bauwerke der Welt. — Lieb und teuer ist den Deutschen auch der Rhein, weil im Kampf um ihn so viel Blut geflossen ist.

Richard P. Köpke.
(* Eberswalde. 1867)

63. Deutsche Städte.

Die bedeutendsten Städte Deutschlands sind Berlin an der Spree, Hamburg und Dresden an der Elbe, Köln am Rhein, Breslau an der Oder und München an der Isar, einem Nebenfluß der Donau.

Berlin ist die Hauptstadt des Königreiches Preußen und seit dem Jahre 1871 auch Hauptstadt des deutschen Kaiserreiches. Aus einem kleinen Fischerdorfe hat es sich zur drittgrößten Stadt der Welt entwickelt; denn mit seinen großen Vorstädten hat es zur Zeit 3,000,000 Einwohner.

Berlin: Potsdamer Platz

— An der Spree liegt das gewaltige Kaiserschloß mit mehr als 600 Zimmern. Dem Schloß gegenüber liegen große Museen. Darin sind Gemälde, Bildsäulen, kostbare Geräte und Kunstsachen aller Zeiten und Länder ausgestellt. Überschreiten wir die Schloßbrücke, so betreten wir die berühmteste Straße der Stadt, „Unter den Linden." Sie ist sehr breit und mit vier Reihen Linden bepflanzt. Auf

beiden Seiten der Straße stehen herrliche Schlösser und Privathäuser. Unter den Linden befindet sich auch ein gewaltiges Denkmal des „alten Fritz," sowie die Universität. Diese wird alljährlich von etwa 13,000 Studenten besucht; sie ist eine der größten Universitäten der Welt. — Prächtige Gebäude, Plätze und Denkmäler schmücken die saubere Stadt, und herrliche, mit Bäumen bepflanzte Straßen führen nach den Vorstädten.

Wer zum erstenmal nach Berlin kommt, ist ganz erstaunt über die Menge von Menschen und Wagen, die unaufhörlich die Straßen durchziehen. Tausende von Droschken, Automobilen, Omnibussen und elektrischen Wagen fliegen fortwährend an uns vorbei. Eine Eisenbahn saust auf hohen Brücken über die Straßen der Stadt hinweg, und wie in New York und Boston befördert eine Untergrundbahn täglich Hunderttausende von Menschen.

Die Umgebung der Stadt mit ihren Flüssen, Seen und Wäldern ist wunderschön. Nicht weit von Berlin befindet sich die herrlich gelegene Stadt Potsdam, woselbst der „alte Fritz" am liebsten weilte.

Die zweitgrößte Stadt Deutschlands ist Hamburg mit über einer Million Einwohnern. Durch seine günstige Lage an der Elbe ist Hamburg die größte Seehandelsstadt des europäischen Festlandes geworden. Bis nach Hamburg können zur Flutzeit die größten Seeschiffe gelangen, und von Hamburg wird daher am bequemsten der Handel mit England, Amerika und anderen Erdteilen betrieben. Dazu kommt, daß Hamburg die eingeführten Waren auf der Elbe

weit nach Deutschland versenden kann. Andrerseits kann es die Produkte des Binnenlandes mit Leichtigkeit wieder auf der Elbe herbeiholen.

Das Sehenswürdigste in Hamburg ist der Hafen. Ein wahrer Wald von Masten und Schornsteinen schaut uns dort entgegen. Hunderte von großen und kleinen Schiffen aus allen Ländern beleben die Elbe. Tausende von fleißigen Händen regen sich auf den Werften, um die größten Ozeanschiffe der Welt zu bauen. — In der Nähe von Hamburg befindet sich der weltberühmte Tierpark Hagenbecks.

Nicht weit vom Eintritt der Elbe in deutsches Gebiet liegt Dresden, die wunderschöne Hauptstadt des Königreiches Sachsen. Dresden hat in seiner Lage an der Elbe und mit den schönen Hügeln in seiner Umgebung Ähnlichkeit mit der Stadt Cincinnati. — Berühmt ist Dresden durch seine prachtvollen Bauten und zahlreichen Kunstschätze. Die Gemäldesammlung des Dresdener Museums ist unter allen Sammlungen die reichste; sie enthält einige Bilder, die Millionen von Mark wert sind.

In der Nähe von Dresden liegt die Stadt Meißen, die durch ihre Porzellanfabrik weltberühmt geworden ist. Im Königreich Sachsen liegt auch Leipzig, die größte „Bücherstadt" der Welt.

Berühmt wegen seiner prachtvollen Kirchen, Paläste und Denkmäler ist auch das schöne München, die Hauptstadt des Königreiches Bayern. In München befindet sich ein riesiges Standbild, Bavaria genannt. Die Bavaria

ist ein Sinnbild der Macht und Kraft des Landes. Im Inneren der Bavaria führt eine Treppe zu ihrem Haupte, worin sich zwei Sitzplätze befinden. — Im Königreich Bayern liegt auch die weltbekannte Stadt Nürnberg. Sie ist berühmt durch ihre Bierbrauereien und Lebkuchen-

München

fabriken, sowie durch ihre Spielwaren, von denen sehr viele nach Amerika geschickt werden.

Von den vielen großen und schönen Städten Deutschlands nennen wir nur noch Köln am Rhein. Köln ist bekannt wegen seiner schönen Kirchen, unter denen besonders der Dom hervorragt. Er ist ein Wunderbau ohnegleichen. Seine

beiden Türme sind über 500 Fuß hoch. Der Bau des Domes wurde schon vor 650 Jahren begonnen und ist erst im Jahre 1880 vollendet worden. Berühmt ist die Kaiserglocke des Domes. Sie ist aus dem Metall von 22 Kanonen gegossen worden, die im Kriege 1870–71 von den Deutschen erobert wurden. — Wegen seiner Größe und Schönheit wird Köln die Königin des Rheines genannt. Bis Köln können selbst kleine Seeschiffe den Rhein befahren. Daher hat die Stadt einen großen Handel. Berühmt ist Köln auch durch das wohlriechende Kölnische Wasser, das in zahlreichen Fabriken hergestellt wird.

Richard P. Köpke.

64. Der Rhein.

Den schönsten Strom der Welt nennt Deutschland sein eigen, den Rhein. Zwar kann er sich an Breite und Länge mit manchem andern nicht messen, und gewiß haben der Mississippi, der Amazonenstrom und der Nil großartige Naturschönheiten, die der Rhein nicht aufweisen kann. Aber dafür hat er die Lieblichkeit voraus und eine Romantik, die ihn mit unvergleichlichem Zauber umgibt und zum Reiseziel Tausender, nicht nur der Deutschen, macht.

Seine geschichtliche Bedeutung ist außerordentlich groß. Von frühesten Zeiten her bildete er die vielumworbene und umstrittene Völkerstraße, die in die Wildnisse Alt-Germaniens nicht nur die römischen Legionen, sondern auch die römische Kultur brachte. Und Karl der Große baute am Rhein seine Burgen und Pfalzen, als Ostdeutschland noch

in den Urwäldern begraben lag. Hier gründete er die erste Akademie zur Pflege der Wissenschaft. Die deutsche Kunst: die Dome und Kathedralen, die noch jetzt die Bewunderung der Welt erregen, die älteste Malerschule, die von Köln, entstanden. Die Phantasie des Volkes erkor ihn zum Liebling. Hier ward das größte deutsche Nationalepos, das Nibelungenlied, geboren. Die Sage läßt den Schatz der Nibelungen versenkt sein in des Rheines Fluten. Siegfried zog den Rhein herauf, um Kriemhild zu freien. Die burgbekränzten Ufer künden noch heute die zahllosen Sagen und Legenden des Mittelalters. Im Siebengebirge hausen die Zwerge Schneewittchens; um jedes alte Gemäuer rankt sich eine Geschichte. Ganz Deutschland singt die Lieder, die zum Preise des Flusses erklungen sind.

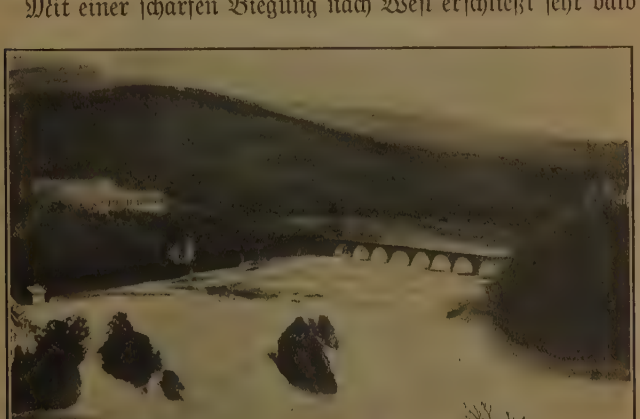
Der Rhein ist gleichsam ein Sinnbild Deutschlands, seines besten und eigensten. Denn neben aller Romantik und Poesie, neben Fröhlichkeit und Lebenslust macht sich auch die wirtschaftliche Bedeutung Deutschlands hier besonders geltend. Von früh her zogen befrachtete Schiffe von Holland den Rhein aufwärts, und eine Handelsstadt nach der andern blühte an seinen Ufern empor. Hier rauchen die Schlote und glühen die Essen, Fabrik reiht sich an Fabrik; und daß auch das geistige Leben nicht vernachlässigt werde, dafür sorgen die Universitäten des Rheinlandes: Bonn, Heidelberg, Straßburg und Freiburg, die Handelshochschule von Köln, die technischen Hochschulen von Darmstadt und Karlsruhe. Die Kunst behauptet inmitten des reichen Erwerbslebens ebenfalls ihre Stelle, dafür sind die

Akademien von Düsseldorf und Karlsruhe, die Künstlerkolonie von Darmstadt Zeuge.

Die Alpen des Berner Oberlandes sind die Wiege des Flusses. Auf dem St. Bernhard und dem St. Gotthard entspringen seine Quellen, und lustig rinnen sie abwärts in zwei Läufen, bald andere Bergbächlein aufnehmend und mit ihnen weiter rollend, hinab ins Graubündener Land. Dort vereinigen sie sich, und der Rhein gewinnt Ansehen und Gestalt. Das Fürstentum Liechtenstein, die Vorarlberger Alpen lagern sich zu seiner Rechten, links bildet der Fluß die östliche Grenze der Kantone Glarus, St. Gallen und Appenzell; Kurfürsten und Säntis schauen schneebedeckt und hoheitsvoll auf ihn hernieder. Die großartige Umgebung seiner Kindheit bestimmt den Strom für eine schöne Zukunft. Unten im Tale liegt Ragaz, während an den Bergwänden reizende Sommerfrischen hängen. Nun tritt er in den Bodensee. Am südwestlichen Zipfel des Sees bricht der Rhein hinaus ins Land, stürzt bei Schaffhausen, die weltberühmten Fälle bildend, zu tieferem Bette hinab und wandert dann gemächlich westwärts, von den blaugrünen Schwarzwaldbergen nördlich begrenzt. Malerische Städtchen und Burgen grüßen heimlich und vertraut auch auf dieser Strecke. Bei Basel wendet sich der nunmehr mächtige Strom gegen Norden. Breit dehnt sich die Ebene zwischen dem Flusse und den Vogesen. Bald winken der Straßburger Münster, der älteste und ehrwürdigste Dom Deutschlands, und Speier, die Kaiserstadt. Bei Mannheim, einem schwungvoll sich entwickelnden Handels-

zentrum, gibt es den Zusammenfluß des Rheins und des Neckars. Dann naht Worms mit der Erinnerung an seine stolze Vergangenheit, und endlich tauchen die Türme von Mainz in der Ferne auf.

Mit einer scharfen Biegung nach West erschließt sehr bald



Rheinfall

nun der Rhein den bei weitem schönsten Teil seines Laufes. Bei Rüdesheim, gegenüber von Bingen und der Nahemündung, erhebt sich auf dem Niederwalde das Nationaldenkmal. Eine schroffe Drehung des zwischen hohen Felswänden in ziemlich engem Bette dahineilenden Stromes zeigt den sagenumwobenen Loreleifelsen. Nicht weit mehr

ist es bis Koblenz; das prächtige Kaiserdenkmal kann deutlich vom Schiffe aus gesehen werden.

Und doch blieben die größten Schönheiten des Rheins bis jetzt aufgespart, für die Strecke bis Bonn. Links in der Ferne die Eifel, am Ufer Remagen und Unkel, das wunderschöne Rolandseck mit dem Bogen, durch den der Himmel schaut, auf der Höhe Honnef, der Blütengarten und dann das prachtvolle Siebengebirge, das vielleicht die Krone des Rheinlandes ist; an seinen Fuß geschmiegt die lieblichsten Ortschaften. Jäh ab fällt der Drachenfels, die Gegend beherrschend. Gegenüber ist die lachende Ebene mit der Godesburg und den dunklen Höhen des Kottenforstes.

Prachtbauten alter und neuer Zeit sind wie Juwelen den Ufern eingebettet; majestätisch und überwältigend der Kölner Dom, neben vielen anderen kaum minder das Auge fesselnden Bauwerken.

Düsseldorf, Duisburg, Wesel gleiten vorüber, worauf der Rhein bei Emmerich Holland berührt, sich scharf westwärts wendet und dem Meere zuzieht, vor der Mündung noch den mächtigsten seiner Nebenflüsse, die Maas, aufnehmend. In viele Arme sich teilend, ergießt er endlich seine Wassermassen in eine Meeresbucht der holländischen Küste.

65. Das Nationaldenkmal auf dem Niederwalde.

In einer der schönsten Rheinlandschaften, der Stadt Bingen gegenüber, steht auf dem Niederwalde zwischen Rüdesheim und Aßmannshausen das deutsche National-

Das Nationaldenkmal

denkmal. Auf einem fast achtzig Fuß hohen Unterbau erhebt sich das herrliche Standbild der Germania. Ihre Linke stützt sich auf das lorbeergeschmückte Schwert, die hocherhobene Rechte trägt, weithin sichtbar, die Krone des Deutschen Reiches. Der Sockel unter dem Standbilde hat die Inschrift: „Zum Andenken an die einmütige siegreiche Erhebung des deutschen Volkes und an die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches 1870 und 1871." Darunter befindet sich der Reichsadler, umgeben von den Wappen der deutschen Staaten. Auf der rechten Ecke des Untergestelles steht überlebensgroß der Engel des Friedens mit Füllhorn und Palmenzweig, auf der linken der Engel des Krieges, das Schwert kampfbereit in der Rechten und die Kriegstrompete an den Lippen. Zwischen diesen beiden Figuren als erhabenes Bild in Lebensgröße der Kaiser, hoch zu Roß, umgeben von den deutschen Fürsten und Heerführern. Das Lied „Die Wacht am Rhein," dessen Schluß: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein: fest steht und treu die Wacht am Rhein!" besonders hervorgehoben ist, bildet die Unterschrift. Im Anschlusse an die prächtige Darstellung ist an der einen Seite des Kriegers Auszug, an der entgegengesetzten seine Heimkehr versinnbildlicht. Der untere Teil des Sockels zeigt den Vater Rhein, wie er der jugendlichen Mosel das Wächterhorn übergibt. Das Nationaldenkmal ist ein Bild deutscher Kraft und Größe, deutscher Gesittung und Gesinnung.

Der Mäuseturm

66. Der Mäuseturm.

Am Mäuseturm[1] um Mitternacht
Des Bischofs Hatto[2] Geist erwacht;
Er flieht um die Zinnen im Höllenschein
Und glühende Mäuslein hinter ihm drein.

Der Hungrigen hast du, Hatto, gelacht,
Die Scheuer Gottes zur Hölle gemacht.

[1] Mäuseturm, ein Turm auf einer Insel im Rhein, bei Bingen, vermutlich früher ein Zollhaus.

[2] Die Sage bezieht sich auf Erzbischof Hatto II. von Mainz (968–970 nach Chr.).

Drum ward jedes Körnlein im Speicher dein
Verkehrt in ein nagendes Mäuselein.

Du floh'st auf den Rhein in den Inselturm,
Doch hinter dir rauschte der Mäuse Sturm.
Du schlossest den Turm mit eherner Tür,
Sie nagten den Stein dir und drangen herfür.

Sie fraßen die Speise, die Lagerstatt;
Sie fraßen den Tisch dir und wurden nicht satt;
Sie fraßen dich selber zu aller Graus
Und nagten den Namen dein überall aus. —

Fern rudern die Schiffe um Mitternacht,
Wenn schwirrend dein irrender Geist erwacht;
Er flieht um die Zinnen im Höllenschein
Und glühende Mäuslein hinter ihm drein.

August Kopisch.
(* Breslau, 1799 — † Berlin, 1853)

67. Die Lorelei.

Wenn man von Bingen den schönen Rheinstrom hinab nach Koblenz fährt, kommt man an dem Loreleifelsen vorüber, von dem folgende Sage erzählt wird.

In alten Zeiten saß oben auf dem Felsen in der Abenddämmerung und beim Mondenscheine ein wunderschönes Mädchen. Dieses sang so lieblich, daß alle Schiffer, die vorbeifuhren, von dem Gesange bezaubert wurden. Sie achteten nicht auf den Lauf des Schiffes, gerieten an das

gefährliche Riff oder in den Strudel, und so kamen viele in den Fluten um. Der Sohn des Pfalzgrafen hörte auch davon und beschloß, zu ihr auf die Felsenburg zu gehen. Er nahm also etliche von seines Vaters Dienern mit sich, bestieg einen Nachen und fuhr von dannen bis an den Felsen.

Es war zur Abendzeit und die Sterne funkelten am Himmel. Wiederum saß die Jungfrau auf der Höhe und strählte ihr blondes Haar mit einem goldenen Kamme. Als der Jüngling sie sah und ihren süßen Gesang hörte, konnte er sich nicht fassen und sprang aus dem Kahne nach dem felsigen Ufer. In der Hast war er aber zu kurz gesprungen, stürzte in den Rhein und verschwand. Traurig kamen die Gefährten heim und berichteten das Geschehene. Da übermannte den Grafen der Zorn wider die zauberische Maid, und er befahl seinen Dienern, auszuziehen und sie ihm tot oder lebend auszuliefern. Einer aber von den Hauptleuten sprach: „Herr, erlaubt mir, daß ich sie gleich in den Rhein stürze!"

Der Graf war es zufrieden, und so zogen sie aus. Als sie den Felsen erreichten, saß wieder wie vordem die schöne Jungfrau oben und hatte eine Bernsteinschnur in der Hand. Wie sie die Männer herankommen sah, rief sie ihnen zu: „Was sucht ihr und was wollt ihr?"

Der Hauptmann entgegnete: „Dich suchen wir, Zauberin, du sollst einen Sprung machen hinunter in den Rhein!"

Da lachte die Jungfrau und sang: „Vater, Vater, geschwind, geschwind; die weißen Rosse schick deinem Kind; es will reiten mit Wogen und Wind!"

Der Loreleifelsen

Und alsobald erbrauste der Strom; zwei weiße Wellen stiegen empor, wie weiße Rosse anzusehen; die Lorelei warf sich hinab in die Flut und verschwand. Jetzt erkannten die Männer, daß der Maid menschliche Macht nichts anhaben könne, und traurig kehrten sie in ihres Herrn Schloß zurück. Als sie aber in den Hof traten, war des Grafen Sohn auch da, lebendig und frohen Mutes; eine Welle hatte ihn unversehrt ans Ufer getragen.

Seit der Zeit zeigt sich die Lorelei nicht mehr auf dem Felsen. Doch wohnt sie noch immer da und neckt die vorüberfahrenden Schiffer, indem sie ihre Reden nachäfft.

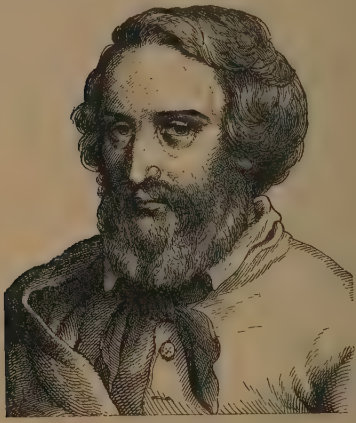
68. Lorelei.

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin:
Ein Märchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.

Die Luft ist kühl und es dunkelt,
Und ruhig fließt der Rhein;
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendsonnenschein.

Die schönste Jungfrau sitzet
Dort oben wunderbar;
Ihr goldnes Geschmeide blitzet,
Sie kämmt ihr goldenes Haar.

Sie kämmt es mit goldenem Kamme
Und singt ein Lied dabei;
Das hat eine wundersame,
Gewaltige Melodei.



Heinrich Heine

Den Schiffer im kleinen Schiffe
Ergreift es mit wildem Weh;
Er schaut nicht die Felsenriffe,
Er schaut nur hinauf in die Höh'.

Ich glaube, die Wellen verschlingen
Am Ende Schiffer und Kahn;
Und das hat mit ihrem Singen
Die Lorelei getan.

Heinrich Heine.
(* Düsseldorf, 1797 — † Paris, 1856)

69. Im Hause der alten Deutschen.

Einst sah es in dem deutschen Lande ganz anders aus als heute. Es gab keine Städte, keine Landstraßen und Brücken, keine Weinberge, keine Obst- und Blumengärten, keine Roggen- und Weizenfelder; aber die Berge standen schon und die Gewässer flossen wie heute, Gras und Kräuter grünten und blühten, die Sonne ging jeden Morgen im Osten auf und abends im Westen unter, der Mond war bald wie eine Scheibe, bald wieder wie eine Sichel zu schauen. Tag und Nacht, Sommer und Winter, Wärme und Kälte, Sonnenschein und Regen wechselten schon ab. In jener Zeit war die Gegend ein weiter und wilder, feuchter und sumpfiger Wald. Nicht nur Hirsche und Rehe, Hasen und Füchse, Drosseln und Nachtigallen, sondern auch Luchse, Wölfe und Bären, Elentiere und Auerochsen gab es darin. In diesem Walde wohnten die alten Deutschen, ein starkes und mutiges Volk. Sie liebten die Freiheit und haßten die Städte; daher stand ihr Haus einsam und allein, mitten im Walde, erst eine halbe Stunde davon wohnte ein Nachbar. Das Haus war aus Baumstämmen aufgebaut, die Fugen waren mit Moos verstopft und mit Lehm dicht gemacht, die Türe war bunt bemalt. Ringsum lag der Hof, der Sammelplatz der Haustiere, den man mit Gräben und Wällen, grünen Hecken und Gattern einfriedigte. An den Hof grenzten die Felder, die von Sklaven mit starken Tieren umgepflügt wurden. Die Pflugschar war ein breiter Stein, mit einem Riemen an einen Balken ohne

Räder befestigt. Hinter den Feldern zogen sich herrliche Wiesen tief in den Wald hinein; Herden von Pferden und Rindern weideten darauf.

Treten wir ein in das Haus! Es enthält nur einen einzigen Raum, aber groß genug, um den Hausherrn mit Weib und Kindern, mit Knechten und Mägden, mit Kampf-, Trink- und Spielgenossen und den Gästen zu beherbergen. Festgestampfte Erde ist der Fußboden, ein Strohdach die Decke. Mitten im Hause, am steinernen Herde, steht eine große, stattliche Gestalt mit glänzenden, blauen Augen, weißer Hautfarbe und roten Wangen. Es ist die Herrin, die Frau des Hauses; ihr goldgelbes Haar fällt lose in langen Locken bis über die Hüfte herunter. Sie trägt ein leinenes Gewand, das mit bunten Bändern geziert ist. Es ist von römischen Händlern gekauft worden, die von Hof zu Hof ziehen; ein leibeigener Knecht war der Kaufpreis. Soeben zankt die Hausherrin eine Magd, die das Herdfeuer ausgehen ließ. Die Magd springt fort nach dem Feuerzeuge. Sie bringt ein eichenes Brett mit einer Höhlung in der Mitte und einen Espenpflock, der an einem Bastfaden hängt. Sie steckt den Pflock in das Loch und dreht ihn mittels des Fadens rasch herum. Das setzt sie zwei Stunden lang fort. Endlich bildet sich Kohlenpulver, das schließlich glühend wird. Ein Feuerschwamm wird entzündet, ein Büschel Stroh gebracht und dieses durch Blasen und Schwingen in Brand gesetzt. Jetzt lodert wieder die Flamme auf dem Herde, und Rauch erfüllt das Haus.

In der Nähe des Herdes sitzen an einer gewaltigen Stein-

platte vier Männer. Es sind mächtige Gestalten. Ihren blitzenden Augen merkt man es an, daß sie keinen Feind fürchten, und aus ihren gebräunten Gesichtern sieht man, daß sie weder Wind noch Wetter scheuen. Sie sind nackt bis auf ein Bären- oder Wolfsfell, das ihnen als Mantel dient und das am Halse durch einen fingerlangen Schlehendorn zusammengehalten wird. Wäre das menschliche Antlitz nicht und die menschliche Stimme, sowie das volle, goldige, lang herunterhängende Haar, so könnte man auf den Gedanken kommen, man habe wilde Tiere vor sich. Die eine der Gestalten trägt statt der Mütze einen Bärenkopf, eine andere hat die Kopfhaut eines Wolfes mit weit aufgesperrtem Rachen aufgesetzt, die dritte ist mit den Hörnern des Auerochsen geschmückt und die vierte zeigt eine nicht minder grause Zier. An der linken Seite eines jeden Mannes lehnt der Schild; er ist mannshoch und aus Weidenruten geflochten. Rechts steckt der Spieß im Fußboden.

Was die Männer treiben, kann man an den Würfeln sehen, die bald aus der einen, bald aus der anderen Faust über den Tisch dahinrollen. Sie spielen, aber nicht um Geld, sondern um ihre Pferde und Rinder, und wenn diese verloren sind, um ihre Knechte und Mägde; sind diese verspielt, um ihre Kinder und ihr Weib, und zuletzt setzen sie selbst ihre eigene Freiheit auf einen Wurf. Ein Knecht, von den übrigen leicht durch die kurz abgeschnittenen Haare zu unterscheiden, hat vollauf zu tun, die Trinkhörner zu füllen. Das Spiel ist zu Ende, aber die Männer bleiben sitzen, um zu essen. Eine der Mägde trägt eine große

tönerne Schüssel mit Hafermus auf. Das Hauptgericht aber bilden die Keulen eines ungeheuren Bären. Erst gestern haben ihn die Männer erlegt, nachdem sie stundenlang über Berg und Tal seiner Fährte nachgezogen waren. Durch Knechte ist der leckere Braten zubereitet worden; an großen Holzspießen haben sie am hellen Feuer die Stücke hin und her gewendet, das herunterträufelnde Fett mit Birkenschalen aufgefangen und damit das Fleisch fleißig begossen. Als Teller dienen kleine Bretter, als Messer Feuersteine, welche zugespitzt und geschärft in einem Stück Hirschgeweih stecken, als Gabeln werden die Finger benutzt. Als Getränk wird Met gereicht, der aus Honig und Wasser bereitet ist.

Die Mahlzeit ist beendet. Die Männer wissen nun nichts Besseres anzufangen, als sich in ihre Felle zu wickeln und in der Ecke des Hauses die ganze Nacht und den halben Tag zu verschlafen. Nach ihrer Meinung ist Arbeit des freien Mannes unwürdig und nur Sache der leibeigenen Knechte.

Da tritt plötzlich ein Mann herein, in der einen Hand einen Stab, in der anderen einen Pfeil. Es ist ein Bote. Der Herzog schickt ihn und fordert die Männer auf, mit ihm in den Krieg zu ziehen. Ein wilder Jubelruf unterbricht seine Rede; man eilt zu den Waffen, die nebst verschiedenen Siegeszeichen an den Wänden hängen, und hinaus geht es durch den düsteren Wald nach dem heiligen Eichenhaine, wo die Helden sich versammeln.

70. Siegfrieds Schwert.

Jung Siegfried war ein stolzer Knab',
Ging von des Vaters Burg herab;

Wollt' rasten nicht in Vaters Haus,
Wollt' wandern in alle Welt hinaus.

Begegnet' ihm manch Ritter wert
Mit festem Schild und breitem Schwert.

Siegfried nur einen Stecken trug,
Das war ihm bitter und leid genug.

Und als er ging im finstern Wald,
Kam er zu einer Schmiede bald.

Da sah er Eisen und Stahl genug,
Ein lustig Feuer Flammen schlug.

„O Meister, liebster Meister mein!
Laß du mich deinen Gesellen sein;

„Und lehr du mich mit Fleiß und Acht,
Wie man die guten Schwerter macht!"

Siegfried den Hammer wohl schwingen kunnt,
Er schlug den Amboß in den Grund.

Er schlug, daß weit der Wald erklang
Und alles Eisen in Stücke sprang.

Und von der letzten Eisenstang'
Macht' er ein Schwert so breit und lang.

„Nun hab' ich geschmiedet ein gutes Schwert,
Nun bin ich wie andere Ritter wert.

„Nun schlag' ich wie ein andrer Held
Die Riesen und Drachen in Wald und Feld."

Johann Ludwig Uhland.

71. Die Hermannsschlacht.

Um Christi Geburt, als das große Römerreich am mächtigsten war, sandte der römische Kaiser Augustus seine Heere über den Rhein, um die von deutschen Stämmen bewohnten Länder zu erobern.

Die Römer waren anfänglich erfolgreich. Sie besetzten große Strecken Landes vom Rhein bis zur Weser, führten römische Sitte, Rechtspflege und Sprache ein und betrugen sich wie die Herren des Landes.

Deutsche Fürsten und Krieger folgten den römischen Fahnen als Söldlinge; nicht wenige davon besuchten Rom und lernten dort römische Bildung.

Immer sicherer fühlten sich die stolzen Römer ihres vermeintlichen Besitzes; immer gieriger wurden sie nach neuen

Eroberungen. Da zog der römische Feldherr Varus mit einem großen Heere nordwärts, um das Land bis zur Küste der Nordsee zu besetzen. Ganze Scharen deutscher Hilfstruppen begleiteten ihn, angeblich um gegen ihre Stammesgenossen und Landsleute zu fechten. Es war den schlauen Römern leider gelungen, unter den Deutschen selbst Zwiste und Streitigkeiten zu erregen, welche die Eroberer sich zunutze zu machen gedachten.

Doch auch die Deutschen waren nicht müßig gewesen. Müde des römischen Joches hatten sich einige mächtige deutsche Stämme insgeheim zum Widerstand gegen die Eroberer und zur Vernichtung des gemeinsamen Feindes verbündet.

Armin oder Hermann, der Fürst des Stammes der Cherusker, war die Seele der Verschwörung. Durch einen längeren Aufenthalt in Rom und stetigen Verkehr mit den römischen Anführern kannte er die Pläne der Feinde und ihre Schwächen. Danach handelte er.

Ein im Nordwesten wohnender Stamm der Deutschen brach in Empörung aus, und Varus zog mit seiner ganzen Macht gegen die Aufrührer. Es war ein beschwerlicher Marsch durch unwirtliche Gegenden; Regengüsse hatten das Land in einen Sumpf verwandelt.

Als aber das römische Heer sich inmitten des Teutoburger Waldes befand, brachen plötzlich deutsche Krieger von allen Seiten aus dem Dickicht hervor und stürzten sich auf den Feind. Die deutschen Hilfstruppen kehrten ihre Waffen gegen die verhaßten Legionen. Ein furchtbarer

Das Hermannsschlachtdenkmal bei Detmold

Kampf entspann sich, der nach drei Tagen mit der völligen Vernichtung des römischen Heeres endete, dessen Anführer Varus sich in sein eigenes Schwert stürzte, um nicht den ergrimmten Deutschen in die Hände zu fallen.

Schrecklich war die Rache der Deutschen an ihren Unterdrückern. Überall, wo die Römer Fuß gefaßt hatten, standen die unterjochten Germanen auf und verjagten oder vernichteten die Eindringlinge.

Die Folgen dieser Erhebung der Deutschen waren groß und glorreich, denn niemals nach jener Zeit gelang es den Römern wieder im deutschen Lande Eroberungen zu machen. In der Hermannsschlacht sahen die Deutschen zum ersten Male, daß auch die Römer besiegt werden konnten, und bald wurden sie aus den Verteidigern ihres eigenen Herdes die Eroberer des römischen Weltreiches.

72. Die Völkerwanderung.

In der Mitte des vierten Jahrhunderts kamen aus dem fernen Asien große Völkerschwärme, die wie ein ungeheurer Strom bald ganz Europa überfluteten. Unter diesen waren die Hunnen die ersten und am meisten gefürchteten. Sie waren ein wildes, häßliches Reitervolk, das auf schnellen Pferden mordend und sengend das Land überfiel und die Bewohner verdrängte. Diese warfen sich dann wieder auf andere, und dadurch entstand ein Bewegen und Rücken unter den Völkern Europas, das fast zwei Jahrhunderte andauerte, — die sogenannte Völkerwanderung. Dieselbe

hat das Angesicht des ganzen Weltteils verändert und vor allem dem tausendjährigen Bestande des mächtigen weströmischen Reiches ein Ende gemacht.

Damals zogen Sachsen und Angeln aus dem Norden Deutschlands nach Britannien und gaben dem Lande seinen jetzigen Namen und die Hauptgrundlage seiner Sprache. Andere Stämme gingen nach Italien, zuletzt die Langobarden, nach denen Oberitalien noch jetzt die Lombardei heißt. Die Burgunder, Alemannen und Franken drangen über den Rhein, und von den letztgenannten leitet Frankreich seinen Namen her. Ganze Stämme — die Goten in Italien und Spanien, die Vandalen in Afrika, die Sueven in Portugal — gingen, nachdem sie mächtige Reiche von ein- bis dreihundertjährigem Bestehen gegründet hatten, völlig unter oder vermischten sich mit anderen, sie erdrückenden Volksstämmen. Aus der Verschmelzung mancher deutscher Stämme mit den unterjochten Römern entstanden die romanischen Völker, wie Italiener, Spanier, Franzosen, Rumänen und andere, die den Süden Europas bewohnen.

Die mehr unter sich gebliebenen germanischen Völker — Deutsche, Schweizer, Österreicher, Niederländer, Dänen, Schweden und Engländer — bewohnen, hier und dort mit slavischen Elementen vermischt, seither die Mitte und den Nordwesten von Europa, während eigentliche Slaven, Griechen und später eingedrungene Türken den Osten innehaben.

Viel Unheil hat die Überflutung Deutschlands während der Völkerwanderung diesem gebracht; aber auch Segen war

in ihrem Gefolge, denn das rechte Bewußtsein deutscher Zusammengehörigkeit ist erst durch die gemeinsame Not zu größerer Stärke erwacht.

73. Das Grab im Busento.

Nächtlich am Busento lispeln bei Cosenza dumpfe Lieder,
Aus den Wassern schallt es Antwort, und in Wirbeln klingt es wieder.
Und den Fluß hinauf, hinunter ziehn die Schatten tapfrer Goten,
Die den Alarich[1] beweinen, ihres Volkes besten Toten.
Allzu früh und fern der Heimat mußten hier sie ihn begraben,
Während noch die Jugendlocken seine Schulter blond umgaben.
Und am Ufer des Busento reihten sie sich um die Wette,
Um die Strömung abzuleiten, gruben sie ein frisches Bette.
In der wogenleeren Höhlung wühlten sie empor die Erde,
Senkten tief hinein den Leichnam, mit der Rüstung, auf dem Pferde.
Deckten dann mit Erde wieder ihn und seine stolze Habe,
Daß die hohen Stromgewächse wüchsen aus dem Heldengrabe.
Abgelenkt zum zweiten Male, ward der Fluß herbeigezogen;
Mächtig in ihr altes Bette schäumten die Busentowogen.

[1] Alarich, König der Westgoten, kämpfte erfolgreich gegen die Römer und starb 34 Jahre alt, auf einem Heerzuge in Süditalien, 410 n. Chr.

Und es sang ein Chor von Männern: Schlaf in deinen Heldenehren!
Keines Römers schnöde Habsucht soll dir je das Grab verstehren.
Sangen's, und die Lobgesänge tönten fort im Gotenheere;
Wälze sie, Busentowelle, wälze sie von Meer zu Meere!

August von Platen-Hallermünde.
(* Ansbach, 1796 — † Syrakus, 1835)

74. Karl der Große.

Karl der Große beherrschte das mächtige Frankenreich, das nach und nach seine Grenzen über das heutige Frankreich, Deutschland bis zur Elbe, Holland, die Schweiz und einen Teil von Italien, Spanien und Ungarn ausgedehnt hatte. Seinem Äußeren nach war er ein echt deutscher Mann, von starkem Körperbau und schlanker Gestalt. Er hatte eine hohe, klare Stirn und überaus große, lebendige Augen, die dem Freunde und Hilfebittenden freundlich, dem Feinde aber furchtbar leuchteten. In früher Jugend übte er nach Frankenart seine Körperkraft und wurde der beste Fechter und Schwimmer. Sein Hauptvergnügen war die Jagd, und wenn er seinem Hofe ein Fest bereiten wollte, wurde eine Treibjagd angestellt. Alles setzte sich dann zu Pferde, und unter dem Klange der Hörner und dem Gebelle unzähliger Hunde ging es in lärmendem Jubel hinaus in die Wälder. Im Essen und Trinken war er sehr mäßig. Sein Schlaf war nur kurz. Selbst des Nachts stand er auf,

nahm Schreibtafel und Griffel, um sich in der in seiner Jugend versäumten Schreibkunst zu üben, oder er betete, oder stellte sich ans Fenster und betrachtete mit Ehrfurcht und Bewunderung den gestirnten Himmel. Eine so einfache Lebensweise erhöhte die ohnehin so gewaltige Körperkraft dieses Mannes, so daß man seinen Geschichtschreibern wohl glauben darf, wenn sie erzählen, wie er mit leichter Mühe ein Hufeisen brach, oder mit seinem gewaltigen Schlachtschwerte einem Feinde den Kopf bis in die Tiefe spaltete, und Lasten hob, die ein gewöhnlicher Mann jetziger Zeit nicht von der Stelle rücken könnte.

Einfach, wie seine ganze Lebensweise, war auch seine Kleidung. Er trug Gewänder, von der fleißigen Hand seiner Gemahlin verfertigt; aber stets hing ein großes Schwert mit goldenem Griffe und Wehrgehänge an seiner Seite. Nur an Reichstagen und hohen Festen erschien er in voller Majestät, mit einer goldenen, von Diamanten strahlenden Krone auf dem Haupte, angetan mit einem lang herabhängenden Talare, der mit goldenen Bienen besetzt war.

Karl war ein gewaltiger Eroberer; während der 46 Jahre, die er regierte,[1] kam ihm das blutige Schlachtschwert kaum aus der Hand. Aber wäre er nur das gewesen, so würde sein Verdienst gering und vorübergehend sein; denn schon bald nach seinem Tode zerfiel das aus so vielen fremdartigen Teilen zusammengesetzte Gebäude seines Reiches. Sein Streben war vielmehr auf etwas Höheres und Edleres

[1] Karl der Große, 742 n. Chr. geboren, regierte von 768–814.

Karl der Große

gerichtet. Wen er als Held mit dem Schwerte unterworfen hatte, den wollte er als Vater mit Liebe beglücken.

Unablässig war er bemüht, seine Völker aufzuklären, sie weiser und besser zu machen. Zu diesem Zwecke berief er die gelehrtesten Männer seiner Zeit in sein Reich und stiftete durch sie viele Schulen. Wo er nur immer konnte, besuchte er die Schulen selbst, um mit eignen Augen zu sehen, ob auch seinen Vorschriften entsprochen würde.

Mit ganzer Seele hing er am Christentume. Deshalb sorgte er sehr für gute Geistliche und untersagte diesen alles, was sich mit der Würde ihres Berufes nicht vereinigte. Neue Bistümer, Kirchen und Klöster wurden gegründet und reichlich ausgestattet. Die Klöster förderten innerhalb ihrer stillen Mauern nicht nur den Unterricht der Jugend, sondern sorgten auch für Arme und Kranke und nahmen Reisende gastfreundlich auf; denn Gasthöfe gab es in damaliger Zeit nur wenige. Zur Verherrlichung des Gottesdienstes ließ er Sänger und Orgelspieler aus Italien kommen; denn seine Franken hatten eine sehr rauhe Stimme, so daß ihr Gesang fast dem Gebrülle wilder Tiere glich. Auch liebte Karl seine Muttersprache. Er selbst arbeitete mit den Gelehrten seines Hofes an einer deutschen Grammatik und ließ eine Sammlung altdeutscher Heldenlieder veranstalten.

Merkwürdig, wie er gelebt hatte, wurde er auch begraben. Im vollen Kaiserschmucke, mit Krone und Schwert, ein goldenes Evangelienbuch auf den Knieen, die goldene Pilgertasche um die Hüfte, wurde er, auf einem goldenen

Stuhle sitzend, in die Gruft der von ihm gestifteten Marienkirche zu Aachen hinabgelassen. Nach seinem Tode aber lebte der Name des großen Karl in den Sagen und Liedern des Volkes fort, und jahrhundertelang wurde alles Große und Schöne an seinen Namen geknüpft.

75. Rolands Horn.

Der König Karl beim Jubelmahl,
Hoch schwang in der Hand er den goldnen Pokal.
„Lang lebe der Sieger, der heut' noch fern,
Roland, mein Roland, der Streiter des Herrn!"
Da — bei der Becher Zusammenstoß
Wie Schatten sich's über die Wände goß,
Und als das jauchzende Hoch erscholl,
Ein Dämmern über die Erde schwoll,
Und weit, weit her es traurig hallt'
Hinklagend über See und Wald —
Und als sie drängten zur Tür mit Macht,
Da wuchs das Dunkel zur finstern Nacht.
Und angstvoll durch die Luft herbei
Rang sich's wie wilder Todesschrei —
Und als sie sich wandten entsetzt zum Thron,
Da stöhnte zum drittenmal der Ton,
Da zittert es über Wald und See
Wie aus verröchelnder Brust ein Weh —
Doch als der König sich bleich erhob,
Blaß wieder ein Dämmern die Halle durchwob.

Und als er rief: „Verrat! Zu Roß!"
Weiß wieder der Tag die Halle durchfloß.
Wohl jagten sie windschnell querfeldein,
Rastlos bei Sonnen- und Sternenschein
Hin bis zum Morgen nach Ronceval —
Da kreischten die Krähen schon über dem Tal,
Da lagen die Helden, die Wunden vorn,
Und stumm er, Roland,[1] zerborsten sein Horn.

Ferdinand Avenarius.
(* Berlin, 1856)

76. Die Weiber von Weinsberg.

Die Bewohner des Städtchens Weinsberg in Schwaben leisteten im Jahre 1140 dem deutschen Kaiser Konrad von Hohenstaufen hartnäckigen Widerstand. Darüber wurde Konrad so erbittert, daß er gelobte, die Stadt in einen Trümmerhaufen zu verwandeln und alle Männer, die gegen ihn das Schwert geführt hatten, niederhauen zu lassen. Als dieses harte Wort in Weinsberg bekannt wurde, riefen die tapfern Männer: „Wohlan denn, so laßt uns unser Leben teuer verkaufen, damit wir wenigstens mit Ehren untergehen!" und hätten sich wahrscheinlich auch bis zum letzten Blutstropfen verteidigt, wenn nicht ihre schlauen Weiber ein Mittel ersonnen hätten, das ihnen Rettung bringen mußte. Eines Tages öffneten sich die Tore der Burg und

[1] Roland, der Sage nach ein Neffe Karls des Großen, soll im Kampfe gegen die Mauren gefallen sein, nachdem sein Hilferuf auf dem Horn Olifant zu spät Karls Ohr erreicht hatte.

hervor traten — nicht die Männer, um sich zu unterwerfen, sondern die Frauen, um von Konrad Gnade zu erbitten. Weinend warfen sie sich dem Kaiser zu Füßen und alle riefen: „Sei uns ein gnädiger Herr und mache uns nicht zu Witwen und unsere armen Kinder nicht zu Waisen. Töte nicht unsere Männer, ohne die wir ja nichts sind. Sie haben zwar Strafe für ihren Ungehorsam verdient, aber wir sind doch gewiß unschuldig, und wir würden am meisten leiden, wenn du ausführtest, was du gelobt hast." Kaiser Konrad aber blieb unerbittlich und erwiderte bloß: „Es tut mir leid, daß die Strafe auch zugleich euer Unglück ist, aber ich führe aus, was ich gesagt habe; wollte ich allen, die sich gegen mich empört haben, Gnade angedeihen lassen, so könnte ich mich fürwahr meiner Feinde nicht erwehren und müßte bald selbst um Gnade bitten!" Da baten die Frauen: „Wenn du dich denn nicht erweichen lassen willst, so erlaube wenigstens, daß wir mit unsern Kindern frei abziehen und soviel von unsern Kostbarkeiten mitnehmen, als wir tragen können." Das gestattete Konrad ihnen gern, und die Frauen zogen zurück in die Burg. Nicht lange darauf öffneten sich wieder die Tore, und wieder traten die Frauen hervor, aber nicht beladen mit ihren goldnen und silbernen Kleinoden, sondern jede trug — ihren Mann auf dem Rücken. Als Konrads Krieger den seltsamen Zug sahen, da zürnten manche und riefen: „Das gilt nicht; denn so war's doch gewiß nicht gemeint!" Aber der Kaiser sagte lachend: „Laßt die wackern Weiber ruhig ziehen. Ich habe freilich auch an Gold und Edelstein

gedacht, als ich ihnen mein Wort gab; indes wenn sie ihre Männer für ihre größten Kostbarkeiten halten, was soll ich dabei tun? An einem Kaiserwort soll man nicht drehen noch deuteln." Dann lobte er die treuen Frauen wegen ihrer List, erlaubte ihnen auch noch, ihre Kostbarkeiten zu holen, die sie hatten zurücklassen müssen, und zerstörte bloß die Burg, ließ aber die Häuser des Städtchens unangetastet. Die Ruinen der Burg stehen noch jetzt und heißen seit uralten Zeiten die „Weibertreu."

77. Die Glocken zu Speier.

Zu Speier im letzten Häuselein
Da liegt ein Greis in Todespein:
Sein Kleid ist schlecht, sein Lager hart,
Viel Tränen rinnen in seinen Bart.

Es hilft ihm keiner in seiner Not,
Es hilft ihm nur der bittre Tod.
Und als der Tod ans Herze kam,
Da tönt's auf einmal wundersam.

Die Kaiserglocke, die lange verstummt,
Von selber dumpf und langsam summt,
Und alle Glocken, groß und klein,
Mit vollem Klange fallen ein.

Da heißt's in Speier weit und breit:
„Der Kaiser ist gestorben heut'!

Der Kaiser starb, der Kaiser starb;
Weiß keiner, wo der Kaiser starb?" —

Zu Speier, der alten Kaiserstadt,
Da liegt auf goldner Lagerstatt,
Mit mattem Aug' und matter Hand,
Der Kaiser Heinrich, der Fünfte genannt.

Die Diener laufen hin und her,
Der Kaiser röchelt tief und schwer.
Und als der Tod ans Herze kam,
Da tönt's auf einmal wundersam.

Die kleine Glocke, die lange verstummt,
Die Armensünderglocke summt,
Und keine Glocke stimmt mit ein,
Sie summet fort und fort allein.

Da heißt's in Speier weit und breit:
„Wer wird denn wohl gerichtet heut'?
Wer mag der arme Sünder sein?
Sagt an, wo ist der Rabenstein?"[1]

Maximilian von Ör.
(* Stromberg in Westfalen, 1806 — † Erfurt, 1846)

Rabenstein = Hinrichtungsplatz.

[1] Die Sage bezieht sich auf Kaiser Heinrich IV., gestorben 1106, und Kaiser Heinrich V., gestorben 1125, Vater und Sohn.

78. Der Kyffhäuser.

Unter den Bergen in Thüringen ist der Kyffhäuser einer der merkwürdigsten. Er hat seinen Namen von dem alten Schlosse Kyffhausen, das vor Zeiten auf seinem Gipfel stand, und von welchem noch jetzt beträchtliche Trümmer zu sehen sind. Es war zum Schutze der kaiserlichen Pfalz erbaut.

Die Geschichte sagt uns wenig von dieser vormals so großen und prächtigen Burg. Dagegen haben sich von ihr desto mehr abenteuerliche Sagen unter den Bewohnern der umliegenden Gegenden erhalten.

Kaiser Friedrich I.[1] — so erzählt man — der bei Lebzeiten gern auf dieser Burg und in ihrer Nähe verweilte, ist nach seinem Tode in den Berg hineingezaubert worden und wohnt da, weder lebend noch tot. Leute, die eben zur glücklichen Zeit, als der Eingang zu seiner unterirdischen Wohnung offen war, dahin kamen, haben ihn gesehen, wie er mit einigen seiner alten Diener auf einer Bank an einem großen steinernen Tische saß. Da sitzen sie nun schon lange und unbeweglich, daß ihnen die Bärte durch den steinernen Tisch hindurch bis auf den Boden gewachsen sind. Einst wird aber der Kaiser aus diesem Gefängnisse in seiner vollen Macht und Herrlichkeit hervortreten, sein Kaisertum wieder in Besitz nehmen, Deutschland über alle Völker

[1] Friedrich I. von Hohenstaufen, seines blonden Bartes wegen Rotbart oder Barbarossa genannt, war 1123 n. Chr. geboren und herrschte als römisch-deutscher Kaiser von 1155–1189.

groß und glücklich machen, die Türken aus Europa vertreiben und das gelobte Land mit dem heiligen Grabe wieder erobern. Es bedient ihn inzwischen eine schöne Prinzessin, die niemals alt wird und sich zuweilen außerhalb des Ber-

Barbarossa

ges sehen läßt; auch hat er manchmal Zwerge zu seiner Bedienung. Daß an Gold und anderen Schätzen in der zauberischen Wohnung des Kaisers ein großer Vorrat ist, läßt sich leicht denken.

Einmal saß ein Schäfer auf dem Berge und blies auf seiner Schalmei so anmutig, daß der Kaiser im Innern des Berges es mit Wohlgefallen hörte und einen Zwerg

hinaussandte, den Schäfer hereinzurufen. Unerschrocken folgte der Schäfer und blies dem alten Kaiser die lieblichsten Weisen vor, die er nur wußte. Der Kaiser ließ ihm darauf aus seinem Schatze eine Menge Gold geben und fragte ihn, ob die Raben noch um den Berg flögen. Als nun der Schäfer antwortete: „Ja!" da sprach der Kaiser: „So muß ich noch hundert Jahre schlafen!" Der Schäfer aber wurde durch den Zwerg wieder glücklich hinausgeführt.

Ferdinand Bäßler.
(* Zeitz, 1816 — † Pforta, 1879)

79. Friedrich Rotbart.

Tief im Schoße des Kyffhäusers bei der Ampel rotem Schein
Sitzt der alte Kaiser Friedrich an dem Tisch von Marmorstein.

Ihn umwallt der Purpurmantel, ihn umfängt der Rüstung Pracht,
Doch auf seinen Augenwimpern liegt des Schlafes tiefe Nacht.

Vorgesunken ruht das Antlitz, drin sich Ernst und Milde paart;
Durch den Marmortisch gewachsen ist sein langer, goldner Bart.

Rings wie eh'rne Bilder stehen seine Ritter um ihn her,
Harnischglänzend, schwertumgürtet, aber tief im Schlaf wie er.

Heinrich auch, der Osterdinger, ist in ihrer stummen Schar,
Mit den liederreichen Lippen, mit dem blondgelockten Haar.

Seine Harfe ruht dem Sänger in der Linken ohne Klang:
Doch auf seiner hohen Stirne schläft ein künftiger Gesang.

Emanuel Geibel

Alles schweigt, nur hin und wieder fällt ein Tropfen vom Gestein,
Bis der große Morgen plötzlich bricht mit Feuersglut herein;

Bis der Adler stolzen Fluges um des Berges Gipfel zieht,
Daß vor seines Fittichs Rauschen dort der Rabenschwarm entflieht.

Aber dann wie ferner Donner rollt es durch den Berg herauf,
Und der Kaiser greift zum Schwerte, und die Ritter wachen auf.

Laut, in seinen Angeln dröhnend, tut sich auf das eh'rne Tor:
Barbarossa mit den Seinen steigt im Waffenschmuck empor.

Auf dem Helm trägt er die Krone und den Sieg in seiner Hand;
Schwerter blitzen, Harfen klingen, wo er schreitet durch das Land.

Und dem alten Kaiser beugen sich die Völker allzugleich,
Und aufs neu zu Aachen gründet er das heil'ge deutsche Reich.

Emanuel Geibel.
(* Lübeck, 1815 — † Lübeck, 1884)

80. Richmodis von der Aducht.

In der Mitte des 14. Jahrhunderts lebte auf dem Neumarkt zu Köln ein frommer Ritter. Er hieß Aducht und seine Gemahlin Richmodis. Da geschah es, daß die Pest ausbrach. Viel Jammern und Wehklagen hörte man in der Stadt. Der Hauch tötete Alte und Junge, Starke und Schwache, daß das Sterbeglöcklein nimmer zu läuten aufhörte — und endlich auch um die schöne Richmodis läutete. Am Morgen waren ihre Wangen noch frisch und rot gewesen; am Abend aber lag sie schon auf der Toten-

bahre. Ritter Aducht war außer sich vor Schmerz. Im weißen Sterbekleid mit einem Goldschmuck im Haar, einer Perlenschnur um den Hals und einem kostbaren Ring an dem Finger, so trug man sie hinaus in die Familiengruft.

In der Nacht klopfte plötzlich der Diener an die Schlafzimmertür seines Herrn und rief: „Herr Ritter, drunten vor dem Hause steht unsere Herrin Richmodis und begehrt Einlaß." „Du träumst," erwiderte Aducht, „geh und lege dich schlafen, die Toten kehren nicht zurück." Allein der Alte blieb stehen und sagte: „Herr, es war kein Traum, sie hat mich gerufen." Zornig entgegnete der Ritter: „Und ich sage dir, du hast geträumt und träumst noch. Ich würde eher glauben, daß meine Schimmel die Treppe heraufkämen und ihre Köpfe zur Dachluke hinausstreckten, als daß meine liebe Richmodis aus dem Grabe wiederkehre." Und siehe, kaum hatte er diese Worte gesprochen, da kamen die Pferde. Schnell flog der Ritter die Treppe hinab, öffnete das Tor des Hauses, und in den Armen lagen sich die Gatten.

Richmodis war nur scheintot gewesen. Ungetreue Diener hatten sich des Nachts in die Totengruft geschlichen, um den Leichnam zu berauben. Roh riß einer der Diebe die Finger voneinander und wollte den Ring nehmen. Da richtete sich die Scheintote auf. Schnell flohen die Knechte. Ein Schrei namenloser Angst entrang sich der Brust der Begrabenen. Sie betete zu Gott, stieg aus dem Sarge und schleppte sich auf die Straße. Langsam ging sie ihrem

Hause zu. Sie war gerettet. Fortan diente sie noch treuer dem guten Gott; der segnete sie und machte sie wieder frisch und gesund, daß sie noch lange mit ihrem Gatten zusammenlebte.

Zum Andenken an dieses wunderbare Ereignis ließ Ritter Aducht die Köpfe seiner Schimmel aus Stein hauen und von oben aus dem Erkerfenster herab auf den Neumarkt sehen. Da kannst du sie schauen bis auf den heutigen Tag.

Martin Claudius.

81. Rudolf von Habsburg.

Mit dem Tode des letzten hohenstaufischen Kaisers im Jahre 1250 n. Chr. begann für Deutschland eine höchst traurige Zeit. Kein deutscher Fürst trug Verlangen nach der Kaiserkrone, die ihrem Träger nur Kampf und Untergang zu bringen schien. Was geschah da? Man übertrug die Würde an zwei Ausländer, einen englischen Prinzen und einen König von Spanien. Aber diese erlangten gar kein Ansehen. Der eine von ihnen kam wenig, der andere gar nicht nach Deutschland. Da brach denn allenthalben im Reiche Unordnung und Verwirrung aus, kein Gesetz galt mehr. Das rohe Faustrecht, der eiserne Speer der Raubritter herrschten ungehemmt. Ein solcher Zustand konnte nicht fortdauern, wenn Deutschland sich nicht völlig auflösen wollte. Das fühlten endlich auch die deutschen Fürsten. Darum beschlossen sie, wieder einen Kaiser zu wählen, der Recht und Gerechtigkeit handhaben und die zerstörte Ordnung wiederherstellen sollte.

Als sie zur Wahl versammelt waren, brachte der Erzbischof von Mainz den Grafen Rudolf von Habsburg in Vorschlag. Der war nicht mächtig an Land und Leuten, aber ein gar tapferer, kluger, frommer und biederer Herr, was auch der Erzbischof erfahren hatte. Als derselbe in jenen gefahrvollen Zeiten eine Reise nach Rom machte, geleitete ihn der Graf sicher über die Alpen. Da sprach der Erzbischof beim Abschiede: „Wollte Gott, Herr Graf, ich lebte noch so lange, daß ich Euch den mir geleisteten Dienst vergelten könnte!“ Jetzt gedachte er dieses Versprechens. Auf seinen Vorschlag wurde Rudolf 1273 zum Kaiser erwählt.

Die Krönung geschah zu Aachen. Als nun die Fürsten dem neuen Kaiser Treue schwuren, fehlte gerade das Reichsscepter, auf welches der Eid geleistet zu werden pflegte. Da ergriff Rudolf rasch ein Kruzifix und sagte: „Dieses Zeichen, in welchem wir und die ganze Welt erlöset sind, wird ja wohl die Stelle des Scepters vertreten können.“ Und die Fürsten leisteten darauf die Huldigung. Nur einer war nicht in Aachen erschienen und weigerte sich, Rudolf als Kaiser anzuerkennen. Das war der mächtige Böhmenfürst Ottokar, der den Königstitel führte und seine Herrschaft weithin über die österreichischen Länder ausgebreitet hatte. Dem stolzen Manne deuchte es schimpflich, einem armen Grafen, wie er Rudolf spottend nannte, Gehorsam zu leisten. Aber Rudolf bezwang den Widerspenstigen in einer Schlacht und entriß ihm Österreich. Er gab dieses Land seinen eigenen Söhnen und wurde dadurch der Gründer des habsburgisch-österreichischen Herrscherhauses.

Nach der Besiegung Ottokars richtete sich des Kaisers Sorge vor allem darauf, Ruhe und Ordnung im Reiche zu schaffen. Er durchzog Deutschland von einem Ende bis zum andern, saß oft selbst zu Gericht und verhängte strenge Strafen gegen die Frevler und Friedensstörer. Vorzüglich die übermütigen Raubritter hatten seinen starken Arm zu fühlen. Die berüchtigtesten Raubschlösser wurden zerstört und viele der adeligen Räuber gehängt; „denn," sagte Rudolf, „keinen Menschen halte ich für adelig, der von Raub und unehrlicher Hantierung lebt." Den wilden, fehdelustigen Grafen Eberhard von Württemberg, der den Wahlspruch führte: „Gottes Freund und aller Welt Feind," zwang er, selbst die starken Mauern von Stuttgart niederzureißen. So folgte in kurzer Zeit Ruhe und Sicherheit auf Zwietracht und Zerrüttung. Der Landmann baute wieder fröhlich seine Felder, die nicht mehr von den Hufen der wilden Streitrosse zertreten wurden; der Kaufmann zog sicher seines Weges an den hohen Burgen vorüber, und die Räuber, die zuvor offen im Lande umherschwärmten, suchten sich in einsamen Schlupfwinkeln zu verbergen.

Bei aller Strenge, wo es die Bestrafung der Übeltäter galt, war Rudolf im übrigen ein äußerst gütiger, leutseliger Fürst. Jeder hatte freien Zutritt zu ihm. Als einmal seine Diener einen gemeinen Mann nicht vorlassen wollten, rief er unwillig aus: „Warum weiset ihr ihn ab? Bin ich denn dazu Kaiser geworden, daß man mich vor den Menschen einschließt?"

Achtzehn Jahre lang hat Rudolf dem deutschen Reiche

vorgestanden. Nach Italien zog er nie. Er fürchtete, in Streit mit dem Papste zu geraten, und verglich das Land, in welchem so viele deutsche Kaiser nutzlos gekämpft hatten, mit der Höhle des Löwen, aus der niemand unverletzt wiederkehre. Dagegen wirkte er mit Kraft und Weisheit für Deutschlands Wohlfahrt bis zu seinem Ende. Als er, ein Greis von 73 Jahren, seinen Tod nahen fühlte, eilte er nach Speier, um dort an der Grabstätte der Kaiser zu sterben. Doch er kam nur bis Germersheim, und seine Leiche wurde von da in den Dom zu Speier gebracht. Das deutsche Volk aber ehrte noch lange sein Andenken; und wenn ein späterer Herrscher nicht so wie er an Recht und Gerechtigkeit festhielt, sagte man: „Der hat Rudolfs Redlichkeit nicht."

Jakob Karl Andrä.

Hantierung = Tun.

82. Das Riesenspielzeug.

Burg Rideck ist im Elsaß der Sage wohlbekannt,
Die Höhe, wo vorzeiten die Burg der Riesen stand;
Sie selbst ist nun verfallen, die Stätte wüst und leer;
Du fragest nach den Riesen, du findest sie nicht mehr.

Einst kam das Riesenfräulein aus jener Burg hervor,
Erging sich sonder Wartung und spielend vor dem Tor
Und stieg hinab den Abhang bis in das Tal hinein,
Neugierig zu erkunden, wie's unten möchte sein.

Mit wen'gen raschen Schritten durchkreuzte sie den Wald,
Erreichte gegen Haslach[1] das Land der Menschen bald,
Und Städte dort und Dörfer und das bestellte Feld
Erschienen ihren Augen gar eine fremde Welt.

Wie jetzt zu ihren Füßen sie spähend niederschaut,
Bemerkt sie einen Bauer, der seinen Acker baut;
Es kriecht das kleine Wesen einher so sonderbar,
Es glitzert in der Sonne der Pflug so blank und klar.

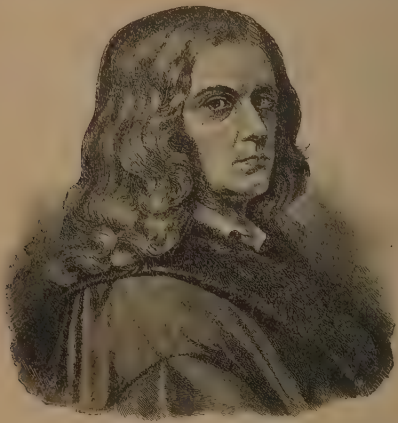
„Ei, artig Spielding!" ruft sie, „das nehm' ich mit nach Haus!"
Sie knieet nieder, spreitet behend ihr Tüchlein aus
Und feget mit den Händen, was sich da alles regt,
Zu Haufen in das Tüchlein, das sie zusammenschlägt.

Und eilt mit freud'gen Sprüngen — man weiß, wie Kinder sind —
Zur Burg hinan und suchet den Vater auf geschwind:
„Ei, Vater, lieber Vater, ein Spielding wunderschön!
So Allerliebstes sah ich noch nie auf unsern Höh'n."

Der Alte saß am Tische und trank den kühlen Wein;
Er schaut sie an behaglich, er fragt das Töchterlein:
„Was Zappeliges bringst du in deinem Tuch herbei?
Du hüpfest ja vor Freuden; laß sehen, was es sei!"

[1] Eine Stadt in Baden.

Sie spreitet aus das Tüchlein und fängt behutsam an,
Den Bauer aufzustellen, den Pflug und das Gespann;
Wie alles auf dem Tische sie zierlich aufgebaut,
So klatscht sie in die Hände und springt und jubelt laut.



Adelbert von Chamisso

Der Alte wird gar ernsthaft und wiegt sein Haupt und spricht:
„Was hast du angerichtet? Das ist kein Spielzeug nicht!
Wo du es hergenommen, da trag es wieder hin!
Der Bauer ist kein Spielzeug, was kommt dir in den Sinn!

Sollst gleich und ohne Murren erfüllen mein Gebot;
Denn wäre nicht der Bauer, so hättest du kein Brot.
Es sprießt der Stamm der Riesen aus Bauernmark hervor;
Der Bauer ist kein Spielzeug, da sei uns Gott davor!“

Burg Rideck ist im Elsaß der Sage wohl bekannt,
Die Höhe, wo vorzeiten die Burg der Riesen stand;
Sie selbst ist nun verfallen, die Stätte wüst und leer;
Und fragst du nach den Riesen, du findest sie nicht mehr.

Adelbert von Chamisso.
(* Schloß Boncourt in Frankreich, 1781 — † Berlin, 1838)

83. Die Hansa.

Im zwölften Jahrhunderte fingen die deutschen Städte an zu großer Macht heranzuwachsen. Sie erhielten nach und nach viele Rechte und Privilegien, eigene Gesetzgebung, eigene Gerichtsbarkeit und Verwaltung. Bald waren die Bürger imstande, ihre Städte mit Ringmauern zu befestigen und sich selbst gegen äußere Angriffe zu beschützen. So gediehen in den Städten die Künste des Friedens, Handel und Gewerbe. Bald traten die verschiedenen Klassen der Gewerbetreibenden in engeren Verbindungen zusammen, die man Zünfte, Gilden und Innungen nannte. Zwischen ihnen entstand sodann ein reger Wetteifer, der viel zur Hebung der Gewerbe beitrug.

Den Hauptvorteil zogen indes die Städte aus dem Handel, der sich seit Beginn der Kreuzzüge aus dem Morgenlande über Italien durch Deutschland nach den Ländern der Nordsee und des Baltischen Meeres bewegte.

Wie im südlichen Deutschland Augsburg, Nürnberg, Mainz und Straßburg, so erhoben im nördlichen Köln, Hamburg, Bremen und Lübeck stolz ihre Mauern und

Türme und bildeten die Mittelpunkte des europäischen Handels.

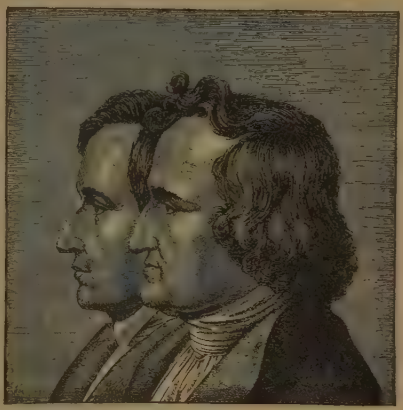
Solch ein Emporkommen der Städte war von Anfang an den Herren vom Adel ein Dorn im Auge. Sie belästigten daher die Städte oft nicht wenig, und diese hatten besonders gegen die Raubritter einen harten Stand. Um nun dieser Unsicherheit zu steuern und den Verkehr auf Flüssen und Wegen frei zu erhalten, vereinigten sich im Jahre 1241 die Städte Lübeck und Hamburg und beschlossen, ihre Wagen und Schiffe durch eine eigens dazu gehaltene Mannschaft begleiten und schützen zu lassen. Bald traten andere Handelsstädte dem Bunde bei, so daß derselbe zur Zeit seiner größten Stärke aus etwa fünfundachtzig Städten bestand.

Im 14. Jahrhundert nahm der Städtebund, dessen Haupt die Stadt Lübeck war, den Namen „Hansa" an, was so viel als Gesellschaft oder Vereinigung bedeutet. Bald wurde die Hansa so mächtig, daß Monarchen und auswärtige Staaten sich um die Gunst der deutschen Handelsstädte bewarben und ihnen Warenniederlagen oder Stapelplätze einräumten. Zuzeiten nahm es der Bund selbst mit Fürsten und Königen im Kriege auf, wie mit den Herrschern von Dänemark und Schweden.

Ungefähr dreihundert Jahre hat die Blüte der Hansa gedauert. Noch heutigen Tages aber führen Lübeck, Hamburg und Bremen, die im Jahre 1630 ihren Bund erneuerten, den Namen „Hansastädte."

84. Die Kinder zu Hameln.

Im Jahre 1284 ließ sich zu Hameln[1] ein wunderlicher Mann sehen. Er hatte einen Rock von vielfarbigem bunten Tuche an, weshalb er Bundting soll geheißen haben, und gab sich für einen Rattenfänger aus, indem er versprach, gegen ein gewisses Geld die Stadt von allen Mäusen und Ratten zu befreien. Die Bürger wurden mit ihm einig und versicherten ihm einen bestimmten Lohn. Der Rattenfänger zog demnach ein Pfeifchen heraus und pfiff, da kamen alsobald die Ratten und Mäuse aus allen Häusern hervorgekrochen und sammelten sich um ihn herum. Als er nun meinte, es wäre keine zurück, ging er hinaus und der ganze Haufe folgte ihm, und so führte er sie an die Weser; dort schürzte er seine Kleider und trat in das Wasser, worauf ihm alle die Tiere folgten und hineinstürzend ertranken.



Brüder Grimm

Nachdem die Bürger aber von ihrer Plage befreit waren,

[1] Eine alte Stadt an der Weser.

reute sie der versprochene Lohn und sie verweigerten ihn dem Manne unter allerlei Ausflüchten, so daß er zornig und erbittert wegging. Am 26. Juni auf Johannis und Pauli Tag, morgens früh sieben Uhr, nach andern zu Mittag, erschien er wieder, jetzt in Gestalt eines Jägers erschrecklichen Angesichts, mit einem roten, wunderlichen Hut, und ließ seine Pfeife in den Gassen hören. Alsbald kamen diesmal nicht Ratten und Mäuse, sondern Kinder, Knaben und Mägdlein vom vierten Jahr an, in großer Anzahl gelaufen, worunter auch die schon erwachsene Tochter des Bürgermeisters war. Der ganze Schwarm folgte ihm nach und er führte sie hinaus an einen Berg, wo er mit ihnen verschwand. Das hatte ein Kindermädchen gesehen, welches mit einem Kinde auf dem Arm von fern nachgezogen war, darnach umkehrte und das Gerücht in die Stadt brachte. Die Eltern dieser Kinder liefen haufenweis vor alle Tore und suchten mit betrübtem Herzen ihre Kinder; die Mütter erhoben ein jämmerliches Schreien und Weinen. Von Stund an wurden Boten zu Wasser und Land an alle Orte herumgeschickt, zu erkundigen, ob man die Kinder, oder auch nur etliche gesehen, aber alles vergeblich. Es waren im ganzen einhundert und dreißig verloren. Zwei sollen, wie einige sagen, sich verspätet haben und zurückgekommen sein, wovon aber das eine blind, das andere stumm gewesen, also daß das blinde den Ort nicht hat zeigen können, aber wohl erzählen, wie sie dem Spielmann gefolgt wären; das stumme aber den Ort gewiesen, ob es gleich nichts gehört. Ein Knäblein war im Hemd mitgelaufen und kehrte um,

seinen Rock zu holen, wodurch es dem Unglück entgangen; denn als es zurückkam, waren die andern schon in der Grube eines Hügels, die noch gezeigt wird, verschwunden.

Brüder Grimm:
Jakob Grimm (* Hanau, 1785 — † Berlin, 1863)
Wilhelm Grimm (* Hanau, 1786 — † Berlin, 1859)

85. Der reichste Fürst.

Preisend mit viel schönen Reden ihrer Länder Wert und Zahl,
Saßen viele deutsche Fürsten einst zu Worms[1] im Kaisersaal.

„Herrlich," sprach der Fürst von Sachsen, „ist mein Land und seine Macht;
Silber hegen seine Berge wohl in manchem tiefen Schacht."

„Seht mein Land in üpp'ger Fülle," sprach der Kurfürst von dem Rhein,
„Goldne Saaten in den Tälern, auf den Bergen edler Wein!"

„Große Städte, reiche Klöster," Ludwig, Herr zu Bayern, sprach,
„Schaffen, daß mein Land den euren wohl nicht steht an Schätzen nach."

Eberhard, der mit dem Barte, Württembergs geliebter Herr,
Sprach: „Mein Land hat kleine Städte, trägt nicht Berge silberschwer;

[1] Eine alte deutsche Stadt, unfern vom Rhein.

Doch ein Kleinod hält's verborgen: — Laß in Waldern, noch so groß,
Ich mein Haupt kann kühnlich legen jedem Untertan in Schoß."

Und es rief der Herr von Sachsen, der von Bayern, der vom Rhein:
„Graf im Bart! Ihr seid der reichste; euer Land trägt Edelstein!"

Justinus Kerner.

Eberharddenkmal in Stuttgart

86. Die Ebernburg.

Als die Ebernburg einst belagert wurde, wehrten sich ihre Bewohner so tapfer, daß der Feind nur zum Ziele zu kommen glaubte, wenn er sie vollständig aushungerte. Es dauerte auch nicht lange, so waren in der Feste die wenigen Hühner und Gänse, Tauben und Enten, Kühe und Schafe verzehrt, die sich auf dem steilen Berge befanden. Mit großer Besorgnis sahen die Bergbewohner, wie sich die Früchte verminderten, die sie im vorigen Jahre gesammelt hatten. Nur der Burgherr verzagte nicht. Er hatte noch einen mächtig grunzenden Eber im Stalle, den er jeden Morgen, wenn es kaum Tag geworden war, von den Knappen auf den Burghof zerren ließ. Dort ergriff ihn einer bei den Vorderfüßen, ein anderer bei dem kurzen Schwanze. Plötzlich wurde er auf die Erde gerissen und auf den Rücken geworfen, als ob er geschlachtet werden sollte. Damit er nun so laut als möglich schrie, kitzelte ihm der Burgherr mit seinem Schwerte den Hals. Wenn das Tier so ein recht mörderisches Geschrei erhoben hatte, ließ man es aufstehen und brachte ihm einen Eimer mit Futter. Augenblicklich verstummte es. So verging der Vor- und Nachmittag und die Belagerer glaubten, daß die Burgbewohner bis zur Abenddämmerung beschäftigt gewesen wären, um auf ein halbes Jahr Schinken und Würste fertig zu machen.

Nachdem die Bewohner der Burg das Spiel vierzehn Tage lang getrieben hatten, verzweifelte der Feind daran,

sie auszuhungern, und gab die Belagerung auf. Der Burgherr beschloß nun, mit seinen Leuten ein Fest zu feiern. Er ließ den Eber wirklich schlachten und verzehrte ihn mit seinen Knappen an einem Tage; denn alle waren sehr hungrig. Zum Andenken an diese List ließ er einen Eberkopf am Tore der Burg anbringen und nannte sie Ebernburg.

Heinrich Pröhle.

(* Satuelle in Sachsen, 1822 — † Steglitz bei Berlin, 1895)

87. Die Armesünderglocke auf dem Maria-Magdalenenturme zu Breslau.

Um das Jahr 1386 lebte, so berichtet die Volkssage, in Breslau[1] ein berühmter Glockengießer. Dem trug der Rat den Guß einer großen Glocke für einen der beiden Türme der Maria-Magdalenenkirche auf. Der Meister bot nun auch alles auf, um etwas Tüchtiges zu leisten, und fand hierbei einen wackeren Gehilfen in seinem Lehrlinge Heinrich. Als bereits alle Vorbereitungen zum Gusse getroffen waren, die aus Lehm gebrannte Form fest in den Boden eingerammt stand, und der Meister mit dem Lehrlinge erwartungsvoll vor dem Schmelzofen auf die Zeichen des fließenden Metalls harrte, rief der Meister aus: „Diese Glocke wird sicherlich meinen Namen verherrlichen; denn so trefflich ist mir noch keine Mischung gelungen!“

In diesem Augenblicke ward er durch einen Boten zum Bürgermeister beschieden. So übel er diese Störung emp-

[1] Eine bedeutende Stadt an der Oder.

fand, mußte er doch gehorchen; er befahl also seinem Lehrlinge, ja gehörig auf alles zu achten, und ermahnte ihn, nicht vorwitzig dem Zapfen des Ofens zu nahe zu kommen.

Zerstreut und mit ganz anderen Dingen beschäftigt, beachtete der Lehrling eine Zeitlang nicht das Zischen des Metalles. Als es nun aber immer heftiger wallte, wurde er aufmerksam und trat zum Zapfen. Wie von unsichtbarer Hand geleitet, prüfte er dessen Festigkeit. Da, mit einem Schlage, sprang dieser heraus, und das glühende Metall nahm seinen Weg unaufhaltsam auf der Bahn der Rinne nach der Form hin. Bestürzt darüber suchte der Jüngling sogleich den Meister auf und stammelte, indem er vor ihm niederfiel: „Meister, der Guß ist mißglückt; ich habe aus Versehen den Zapfen herausgestoßen!" Da ergriff der Meister in der ersten Aufwallung seines Zornes ein Messer und stieß es dem Ärmsten in die Brust, daß er tot zu Boden sank.

Dann stürzte er eilig nach dem Gießhause, um sich von dem Unglücke und dem mißlungenen Gusse zu überzeugen. Bald aber erkannte er, daß die Glocke aufs beste geraten sei, und nun erst trat die blutige Tat seines Jähzornes vor seine Seele. In seine Behausung zurückgekehrt, kleidete sich der gebeugte und reuevolle Mann sonntäglich an; dann begab er sich auf das Rathaus, um sich dort dem Gerichte zu stellen.

Sein Urteil wurde ihm sehr bald gesprochen; es lautete auf den Tod durchs Schwert. Ruhig hörte er es an, doch stellte er die einzige Bitte, daß auf dem letzten Lebensgange

seine Glocke ihm geläutet werde. Dieser Wunsch ward gern erfüllt, denn die Richter empfanden Mitleid mit dem unglücklichen Manne. Seit der Zeit aber wurde die Glocke nur noch bei Hinrichtungen angeschlagen.

Johann Georg Theodor Gräsſe.
(* Grimma, 1814 — † Wackerbarthsruhe bei Dresden, 1895)

88. Die Erfindung des Schießpulvers.

Die Chinesen sollen das Pulver schon vor 1600 Jahren gekannt haben. Von ihnen soll es zu den Arabern gekommen und durch diese nach Europa gebracht worden sein. Allein man verstand wohl, schöne Feuerwerke damit abzubrennen, wußte es aber noch nicht für den Krieg zu benutzen. Diesen Gebrauch entdeckte erst der deutsche Mönch Berthold Schwarz, der daher als der Erfinder des Schießpulvers gilt. Er beschäftigte sich, heißt es, in seinem Kloster zu Freiburg in Baden gern damit, allerlei Stoffe miteinander zu mischen, um dadurch auf neue Entdeckungen geleitet zu werden. Einst stampfte er Salpeter, Schwefel und Kohle in einem Mörser und legte einen Stein darauf. Indes hatte sich der Tag geneigt, und der Mönch wollte sich ein Licht anschlagen, um besser sehen zu können. Da mit einem Male blitzte und knallte es ihm um die Ohren, und der Stein vom Mörser schlug heftig gegen die Decke; denn ein Funke war in den Mörser gefallen. Erschrocken stand Berthold da und staunte über das wunderbare Ereignis. Er wiederholte seine Versuche, und die Wirkung war immer dieselbe. Jetzt machte er die Erfindung be-

kannt und zeigte, wie man das Pulver im Kriege zur Zerstörung der Festungsmauern gebrauchen könnte. Man fertigte mörserähnliche Röhren an, die daher auch Mörser genannt wurden, schüttete in die Mündung Pulver, schob Steine davor und bohrte hinten in den Boden des Mörsers ein kleines Loch, um das Pulver anzuzünden. Noch jetzt schießt man aus den weiten Mörsern die schweren Bomben. Allmählich verlängerte man die Mörser zu Kanonen, und in diese Donnerbüchsen, wie sie genannt wurden, lud man auch erst Steine, dann eiserne Kugeln von gewaltiger Schwere. Später goß man auch dünne Röhren, die ein einzelner Mann tragen und nach Willkür regieren konnte. So entstanden die Handbüchsen und Flinten, die immer mehr vervollkommnet wurden.

Jakob Karl Andrä.

89. Die Erfindung der Buchdruckerkunst.

Die Buchdruckerkunst ist eine Erfindung der Deutschen aus dem Jahre 1440. Bis dahin mußte man sich der geschriebenen Bücher bedienen. Wollte jemand ein Buch haben, so ging er zu einem Mönche, der im Schreiben geschickt war, und bat ihn, ihm doch das Buch abzuschreiben. Dieser nahm dann feines, dünnes Pergament, auch schon eine kostbare Sache, zog sich saubere Linien und fing nun an zu schreiben. Ehe er aber fertig wurde, vergingen oft ein oder mehrere Jahre, und daher war es kein Wunder, wenn er für ein einziges Buch dreihundert Mark und noch

mehr forderte. An Schulbücher war damals natürlich gar nicht zu denken. Es fehlte das Hauptmittel, dem Geiste Nahrung zu verschaffen, das Herz zu veredeln und den Geschmack auszubilden, das Lesen guter Bücher. Wer damals ein Buch hatte, schätzte sich überglücklich. Nur reiche Leute konnten sich eine kleine Büchersammlung anschaffen.

Einen Schritt zur Erfindung der Buchdruckerkunst machte man durch die Verfertigung der Spielkarten. Diese einzeln zu zeichnen und auszumalen, hätte sehr aufgehalten. Man nahm deshalb ein Brettchen von Holz, schnitt die Figuren so aus, daß sie hervorstanden, bestrich sie mit Farbe und druckte sie so oft ab, wie man wollte. Da dies gelang, verfertigten die Mönche ähnliche Holzschnitte zu Heiligenbildern und druckten sie auf Pergament ab. Später kam man darauf, ganze Bücher in solche Holzplatten zu schneiden. Aber das hatte die Unbequemlichkeit, daß man eben so viele Platten haben mußte, wie das Buch Seiten hatte. Welch eine Arbeit! Daher konnte man diesen Druck nur bei kleinen Büchern anwenden. Und war das Buch nun so abgedruckt, so waren die Platten nichts mehr nütze. Auch gerieten die in Holz geschnittenen Buchstaben sehr schlecht; sie sahen grob und unregelmäßig aus, und man druckte auf diese Art nichts als kleine Gebetbücher, die stark gekauft wurden.

Da machte im Jahre 1440 ein gescheiter Kopf die Erfindung mit beweglichen Buchstaben zu drucken. Es war Johann Gutenberg, aus Mainz gebürtig. Damals hielt er sich in Straßburg auf. Oft dachte er: „Es ist doch

schade, daß man die hölzernen Platten, mit denen man druckt, nicht weiter gebrauchen kann, wenn das Buch abgedruckt ist. Wäre es denn nicht möglich, einzelne Buchstaben auszuschneiden, sie zusammenzusetzen zu Wörtern und Zeilen, sie abzudrucken und dann wieder auseinander zu nehmen, um sie zu anderen Büchern wieder zu gebrauchen?" Gesagt, getan! Er fing gleich an zu schnitzeln, sägte seine Holztafeln auseinander und band die einzelnen Buchstaben zusammen. Aber das Abdrucken wollte ihm noch nicht gelingen. Über den Versuchen versäumte er seine Brotarbeit, die Steinschleiferei, geriet in Schulden und ging 1450 nach Mainz zurück, um in seiner Vaterstadt sein Glück weiter zu versuchen. Da lernte er einen reichen Bürger kennen, Johann Faust oder Fust. Dem teilte er seine Pläne mit und meinte, wenn er ihn nur mit Geld unterstützen wollte, so würde die Sache schon gelingen. Fust war ein kluger, aber eigennütziger Mensch. Er erkannte bald, daß mit Gutenberg etwas anzufangen sei, trat mit ihm in Verbindung, schoß ihm zweimal Geld vor und setzte ihm einen guten Gehalt aus, wofür aber Gutenberg alle Arbeit allein übernehmen und das ganze Arbeitszeug ihm verpfänden mußte.

Wie freute sich Gutenberg über die gefundene Unterstützung! Rasch ging er an die Arbeit, und siehe, es gelang hier besser als in Straßburg. Anfangs schnitzte er die beweglichen Buchstaben, die man Lettern nennt, aus Holz; aber diese gerieten schlecht. Nun nahm er Blei oder Zinn. Das geriet schon besser, nur war das Metall zu weich, und

daher nutzten sich die Lettern schnell ab. Er verwendete nun Eisen; aber das war wieder zu hart und durchschnitt das Papier. Jetzt nahmen die beiden einen dritten Mann in ihren Bund auf, Peter Schöffer, einen geschickten jungen Mann, der bisher Abschreiber gewesen war, und der nun dem Gutenberg trefflich zur Hand ging. Sie erfanden eine Zusammensetzung von verschiedenen Metallen, die weder zu hart, noch zu weich war, und verfertigten auch eine bessere Druckerschwärze. Statt des Lampenrußes, den Gutenberg gebraucht hatte, kochten sie Kienruß und Leinöl. Zuletzt erfand Schöffer die Kunst, Lettern zu gießen.

Die drei Männer machten zuerst Versuche mit kleinen Büchern, besonders mit Gebetbüchern, die noch schlecht genug ausgesehen haben mögen, aber wegen ihrer Wohlfeilheit doch begierig gekauft wurden. Bald aber machten sie sich auch an ein größeres Werk. Sie fingen an, die Bibel zu drucken. Beklagenswert ist es, daß Gutenberg, der doch eigentlich das Hauptverdienst dabei hatte, um seinen Lohn kam. Fust war, wie gesagt, eigennützig und wollte das Geld, welches er dem Gutenberg geben mußte, ersparen. Darum überwarf er sich mit ihm, nahm ihm 1455 für sein vorgeschossenes Geld sämtliche Lettern und die Druckerpresse, so daß der brave Mann in Dürftigkeit gestorben ist, und trat mit Schöffer in engere Verbindung. Beide druckten nun mit Eifer fort und wurden bald reiche Leute. Übrigens waren die ersten Bibeln noch sehr teuer. Fust forderte für eine Bibel 100 bis 200 Gulden, welchen Preis man aber damals für sehr gering hielt.

90. Der 31. Oktober 1517.

Es war am 31. Oktober 1517. Die Abendnebel senkten sich bereits auf die Stadt Wittenberg und die breit dahinfließende Elbe herab. Aber in der Stadt herrschte noch reges Treiben. Feierte doch am 1. November die Schloßkirche das Fest Allerheiligen und ihre Kirchweihe. Eine Menge Volkes war herbeigeeilt, Geistliche und Laien. In dichten Gruppen standen sie in der langen Straße, die vom Marktplatz abwärts nach dem Schlosse führte, und erwartete den Beginn des Abendgottesdienstes. Doch ehe die Glocken ihn verkündeten, drängte sich raschen Schrittes durch die einzelnen Gruppen ein Mönch, die Richtung gerade auf das Portal der Schloßkirche zu nehmend. Hier machte er Halt, zog aus seiner dunklen Mönchskutte einen eng beschriebenen Bogen Papier hervor und heftete ihn an die Kirchtüre. Dann verschwand er in dem Eingange, welcher zur Sakristei führte.

Martin Luther

Sein Tun war nicht sonderlich aufgefallen. Erst als der Mönch verschwunden war, eilten die Umstehenden an das Portal. Einer der Vordersten las die Einleitung der Schrift vor, die in lateinischer Sprache geschrieben war,

und verdeutschte sie also: „Disputation zur Erklärung der Kraft der Ablässe. Aus Liebe und Streben, die Wahrheit an das Licht zu stellen, wird über Nachfolgendes disputiert werden zu Wittenberg unter dem Vorsitz des ehrwürdigen Vaters Martin Luther. Im Namen unseres Herrn Jesu Christi. Amen."

Kaum hatten die Nächststehenden die angeschlagenen Sätze gelesen, als der Abendgottesdienst seinen Anfang nahm und die Menge in die Kirche hineinströmte, um der Predigt eben jenes Mönches zu lauschen, der kurz zuvor die lateinischen Streitsätze an die Kirchentüre geschlagen hatte. Andächtig lauschte die Gemeinde der einfachen, innigen und ruhigen Predigt des Mönches, der seinen Zuhörern den Unterschied zwischen Ablaß und wahrer Buße erklärte.

Als Luther jene 95 Streitsätze anschlug, ahnte er nicht, welche Stürme er heraufbeschwur. Als wären die Engel selbst die Botenläufer gewesen, so durchflogen in kaum vierzehn Tagen Luthers Sätze ganz Deutschland, in sechs Wochen schon ganz Europa. Unbeschreiblich war die Wirkung der Thesen auf die Gemüter der Deutschen. Viele jubelten und bewunderten den unerschrockenen Mönch, der es wagte, offen gegen die Mißbräuche der Kirche aufzutreten und gegen den Papst und seine Diener zu kämpfen. Überall sprach man von den Thesen und von dem Manne, der so Kühnes unternommen hatte. So ging der Name des unerschrockenen Augustinermönches, bisher ungekannt und ungenannt, schnell durch alle Lande.

91. Luther in Worms.

Im Jahre 1521 berief der mächtige Kaiser Karl V. die deutschen Fürsten und hohen Geistlichen zu einem Reichstage nach Worms zusammen. Hier sollten neben den weltlichen Angelegenheiten auch die kirchlichen geordnet werden. Daher wurde auch Luther zu demselben eingeladen, daß er sich vor Kaiser und Reich wegen seiner Lehre verantworte. Der Kurfürst Friedrich der Weise bewirkte ihm freies Geleit; auch wurde ihm ein kaiserlicher Herold gesandt, der ihn begleiten sollte. Luther machte sich mutig auf den Weg. Er fuhr in einem offenen Wagen, den ihm der Magistrat zu Wittenberg geschenkt hatte, und viele Freunde gaben ihm das Geleit. Überall, wohin er kam, scharte sich das Volk zusammen, den kühnen Mann zu sehen, der es gewagt hatte, gegen den Papst zu reden. Als man ihm riet, nicht nach Worms zu ziehen, weil man ihn dort zu Pulver brennen würde, sagte er: „Und wenn sie gleich ein Feuer machten, das zwischen Wittenberg und Rom bis zum Himmel reichte, will ich doch, weil ich gefordert bin, im Namen des Herrn erscheinen, Christum bekennen und denselben walten lassen.“ Noch kurz vor der Stadt Worms wollte ihn einer seiner Freunde zum Umkehren bewegen. Luther aber erwiderte: „Und wenn so viel Teufel in Worms wären als Ziegel auf den Dächern, so wollte ich doch hingehen.“ Am 16. April fuhr er in die Stadt hinein unter großem Zulaufe des Volkes; kaum konnte der Wagen sich langsam durch die Menge drängen.

Gleich am folgenden Tage ward er vor die Versammlung geladen. Wegen der außerordentlichen Volksmenge, die sogar die Dächer besetzt hatte, um ihn zu sehen, führte man ihn durch heimliche Gänge nach dem Rathause, wo der Reichstag gehalten wurde. Jetzt öffneten sich die Türen des Saales, und Luther trat ein. Da saßen der Kaiser, die Kurfürsten und viele Herzöge, Grafen, Bischöfe, Äbte und andere Herren. Aller Augen richteten sich auf den kühnen Mann. Man zeigte ihm die Bücher, die er geschrieben, und fragte ihn, ob er sie für die seinen anerkenne und sie widerrufen wollte. Die erste Frage bejahte er; für die zweite bat er sich Bedenkzeit aus, da diese Sache den Glauben und die Seligkeit betreffe. Sie wurde ihm bis zum folgenden Tage gewährt.

Donnerstag, den 18. April, nachmittags vier Uhr, führte ihn der Herold abermals in die Versammlung. Wiederum gefragt, ob er widerrufen wollte, setzte er in einer bescheidenen und gründlichen Rede auseinander, warum er keine von seinen Schriften widerrufen könne. Als ihm darauf der Reichskanzler unwillig entgegnete, man verlange eine einfältige und schlichte Antwort auf die ihm vorgelegte Frage, antwortete er ohne Zögern: „Weil kaiserliche Majestät eine schlichte, einfältige, ruhige Antwort begehren, so will ich die geben, so weder Hörner noch Zähne haben soll, nämlich: Es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der Heiligen Schrift oder mit öffentlichen, klaren und hellen Gründen und Ursachen überwunden und überwiesen werde, daß ich geirrt habe, so kann und mag ich nicht widerrufen,

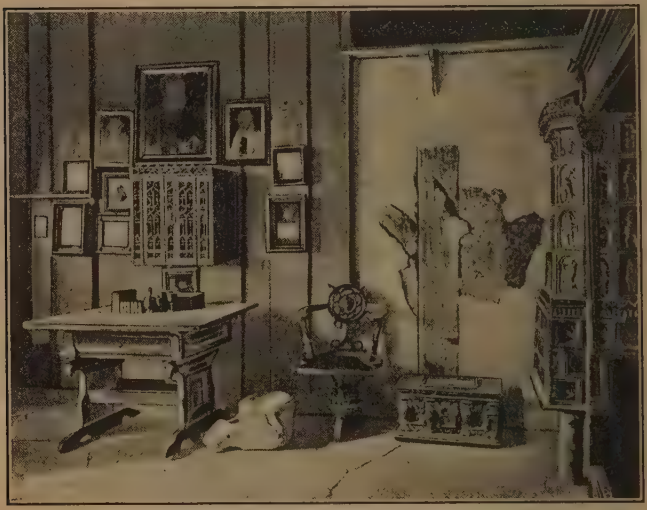
weil weder sicher noch geraten ist, etwas wider das Gewissen zu tun. Hier stehe ich; ich kann nicht anders; Gotte helfe mir. Amen."

Die Versammlung war erstaunt über solch kühne Rede. Mehrere Fürsten konnten ihre Verwunderung nicht verbergen. Der Kaiser sagte: „Der Mönch redet unerschrocken, mit getrostem Mute!" Luther hatte durch seine unerschrockenen Worte vieler Herzen gewonnen. Besonders freute sich der edle Kurfürst Friedrich der Weise über Luthers Freimütigkeit.

Nun drangen die heftigsten Anhänger des Papstes in den Kaiser, er möge dem hartnäckigen Ketzer sein Wort nicht halten. „Der Rhein," sagten sie, „muß seine Asche in sich aufnehmen, wie die von Huß[1] vor einem Jahrhundert." Voll Unwillen aber soll der jugendliche Karl erwidert haben: „Und wenn nirgends in der Welt Treue zu finden wäre, soll man sie doch beim deutschen Kaiser finden." So konnte Luther unter sicherem Geleit die Stadt verlassen. Gleichwohl brachten es die Gesandten des Papstes dahin, daß Luther nach Ablauf des sicheren Geleites in die Reichsacht erklärt wurde. Als der Kurfürst Friedrich dies vernahm, beschloß er, den geächteten Mann, der ihm so wohl gefallen, für einige Zeit in Sicherheit zu bringen. Im Thüringer Walde ließ er ihn von fünf vermummten geharnischten Reitern überfallen und aus dem Wagen nehmen. Sie warfen ihm einen Reitermantel um, setzten ihn

[1] Johannes Huß, im Jahre 1415 in Konstanz wegen seiner sogenannten Irrlehren als Ketzer verbrannt.

auf ein bereit gehaltenes Pferd und brachten ihn auf ein hohes, einsames Schloß, die Wartburg. Hier wurde ihm ein Zimmer angewiesen, das mit allen Bequemlichkeiten, auch Büchern und Schreibmaterialien, wohl versehen war,



Die Lutherstube auf der Wartburg

und ein verschwiegener Haushofmeister besorgte seine Aufwartung. Die Leute in der Nachbarschaft erfuhren nicht, wer er sei. Er galt für einen Staatsgefangenen, und wenn er ausritt oder sonst Wald und Feld durchstreifte oder auf die Jagd ging, so hieß er immer Junker Georg. Luther war indes nicht müßig, sondern studierte fleißig, fing an,

die Heilige Schrift ins Deutsche zu übersetzen, und schrieb viele tröstliche Briefe an seine Freunde. Er hatte mit mancher Anfechtung zu kämpfen, und oftmals glaubte er, der Teufel verfolge ihn und wolle sein Werk zerstören. Einmal, heißt es, als er an der Übersetzung des Neuen Testamentes arbeitete, glaubte er den Satan leibhaftig an der Wand zu sehen. Erschrocken und gereizt erfaßte Luther sein Tintenfaß und warf es dem vermeintlichen Widersacher an den Kopf; die Gestalt verschwand, und das Tintenfaß zerschellte an der Wand.

Unterdessen waren in Wittenberg allerlei Unordnungen und Ärgernisse von Schwärmern angerichtet. Da hielt es Luther nicht länger auf seinem einsamen Schlosse; er fürchtete die übelsten Folgen für sein Reformationswerk und eilte nach Wittenberg; hier predigte er acht Tage hintereinander gegen das Unwesen mit solcher Kraft, daß die Ruhe wieder hergestellt ward.

Durch die Übersetzung der Bibel, durch andere Schriften, durch mündliche und schriftliche Predigt und Lehre, wie besonders auch durch die herrlichen Kirchenlieder, welche Luther dichtete, breitete sich die evangelische Lehre immer weiter aus über das deutsche Land und drang an die Höfe der Fürsten, in die Mauern der Städte und durch Wälder und Heiden in die entlegensten Hütten.

Mit der Verbreitung der evangelischen Lehre begannen auch die Verfolgungen ihrer Bekenner; viele starben den Tod in den Flammen, blutige Religionskriege brachen aus, unter denen der letzte, der Dreißigjährige Krieg, ein Menschen-

alter hindurch Deutschland auf solche Weise verwüstete, daß zwei Jahrhunderte die Spuren davon nicht verwischen konnten.

Christian F. Gellert

92. Till Eulenspiegel.

Till Eulenspiegel zog einmal
Mit andern über Berg und Tal.
So oft als sie zu einem Berge kamen,
Ging Till an seinem Wanderstab
Den Berg ganz sacht' und ganz betrübt hinab;

Allein wenn sie berganwärts stiegen,
War Eulenspiegel voll Vergnügen.
„Warum," fing einer an, „gehst du bergan so froh,
Bergunter so betrübt?" — „Ich bin," sprach Till, „nun so.
Wenn ich den Berg hinunter gehe,
So denk ich, Narr, schon an die Höhe,
Die folgen wird, und da vergeht mir denn der Scherz;
Allein wenn ich berganwärts gehe,
So denk ich an das Tal, das folgt, und faff' ein Herz."

Willst du dich in dem Glück nicht ausgelassen freu'n,
Im Unglück nicht unmäßig kränken,
So lerne klug wie Eulenspiegel sein:
Im Unglück gern ans Glück, im Glück ans Unglück denken.

Christian F. Gellert.
(* Hainichen in Sachsen, 1715 — † Leipzig, 1769)

93. König Friedrich der Große.

König Friedrich II. war vor mehr als hundert Jahren der erste europäische Fürst, der mit unsrer jungen Republik ein Freundschafts- und Handelsbündnis schloß. Schon zuvor, gleich nach Beendigung des nordamerikanischen Freiheitskampfes gegen England, hatte Friedrich an Washington einen Ehrensäbel geschickt mit der bekannten Widmung: „Der älteste General dem größten." Auch in anderer Weise hat Friedrich II. gezeigt, daß er unsrer Republik während ihres Unabhängigkeitskrieges stets wohlgesinnt

war. Eine Reihe von kleinen deutschen Fürsten verkaufte damals eine große Zahl ihrer Untertanen als Soldaten an England, um in Amerika gegen die Freistaaten zu kämpfen. Nur der Preußenkönig nahm Stellung gegen diesen schmachvollen fürstlichen Handel mit deutschem Menschenfleisch. Als die Schiffe mit den verkauften Truppen an der Feste Wesel vorüber den Rhein hinabfahren wollten, da ließ Friedrich die Kanonen seiner Festung gegen sie richten und ihnen den Durchgang durch sein Gebiet versagen. Leider fand man bald einen anderen Weg.

Am 23. Januar 1712 geboren, hatte Friedrich II. eine schwere und harte Jugendzeit durchzumachen. Sein ganzes Wesen war von dem seines Vaters, Königs Friedrich Wilhelm I., völlig verschieden. Als Prinz pflegte er fast ausschließlich die Künste und Wissenschaften; deshalb hielt sein Vater den jungen Fritz für ungeeignet, dereinst der Herrscher des kriegerischen Preußenvolkes zu werden. Er suchte durch die strengsten Maßregeln die Neigungen seines Sohnes zu ändern. Als der Prinz sogar arge Mißhandlungen erdulden mußte, versuchte er nach England zu entfliehen; er wurde jedoch abgefangen und nur mit Mühe vor der Vollziehung des Todesurteils geschützt. Erst später fanden sich Vater und Sohn herzlich wieder zusammen, und im Jahre 1740 starb der König in völliger Aussöhnung mit seinem Sohne.

Während der langen Regierung Friedrichs II. vollzogen sich in Deutschland und in ganz Europa wichtige Vorgänge, deren Mittelpunkt der große Preußenkönig war. Durch

seine Waffenerfolge gegen die Hauptmächte Europas, besonders gegen Österreich und Frankreich, hat er für seinen bisher kleinen Staat Preußen den Rang einer Großmacht erkämpft. Da sein Land infolge der vielen und langen Kriege furchtbar gelitten hatte, so suchte Friedrich durch alle Mittel eine neue Blüte herbeizuführen. Dies gelang ihm auch in vollem Maße. Das Volk wußte die rastlose Tätigkeit seines Königs dankbar anzuerkennen. Von allen seinen Untertanen, besonders aber von seinen Soldaten, wurde „der alte Fritz," wie man ihn allgemein nannte, geradezu verehrt.

94. Wie „der alte Fritz" zweimal Prügel bekommen hat, Zieten aber leer ausgegangen ist.

Als „der alte Fritz" wieder einmal mit Zieten[1] durch die Mark wanderte, um zu sehen, wie es seinen Untertanen ginge, kamen beide eines Abends sehr ermüdet an einen Bauernhof und baten um ein Nachtlager. Der Bauer sagte, er habe kein Gasthaus, und wollte sie nicht aufnehmen; zuletzt aber, da sie wiederholten, sie könnten nicht weiter, wies er ihnen mürrisch ein Bett auf dem Heuboden an unter der Bedingung, daß sie am folgenden Morgen in aller Frühe aufstehen und für das Schlafgeld dreschen helfen würden. Beide versprachen es und gingen schlafen. „Der alte Fritz" lag vorn, Zieten hinten.

Morgens fing der Bauer an zu dreschen; aber die beiden

[1] Hans Joachim von Zieten (1699–1786), berühmter Reitergeneral.

Fremden kamen nicht zur Arbeit herunter, auch nicht, als er sie gerufen hatte; sie schliefen ruhig fort. Da wurde der Bauer ärgerlich, nahm einen Stock und trat vor das Bette, schalt die beiden „Faulenzer" und zog dem „alten Fritz," der vorn lag, ein paar über. Dann ging er ab. Die beiden waren aber noch so müde, daß sie auch jetzt noch keine Lust hatten aufzustehen. Zieten mußte sich jedoch nun vorn hinlegen; denn der Bauer, meinte „der alte Fritz," könnte wiederkommen, und dann wollte er nicht zum zweitenmal dessen Stock fühlen.

Es dauerte auch nicht lange, so war der Bauer wieder da. Wütend hob er das Deckbett auf und sagte: „Ihr Kerls schlaft noch immer? Das ist ja zu toll. Ich werde mir nun aber einmal den da hinten langen; der vorn hat schon seine Prügel weg." Und so schlug er wieder auf den „alten Fritz" los, daß es nur so eine Art hatte.

So hat „der alte Fritz" zweimal Prügel bekommen und hatte noch den Spott obendrein; denn Zieten soll ihn nachher noch oft damit geärgert haben.

95. Friedrich der Große und die Schulkinder.

Wenn der König ausritt, nahmen sich die Kinder, die jubelnd und schreiend Pferd und Reiter umgaben, wohl hier und da etwas mehr heraus, als sich schicken mochte. Bald putzten sie den Staub von den hohen Stiefeln, bald warfen sie ihre Mützen in die Höhe und trieben allerlei Kurzweil. Den kecken Possen sah der König stets mit vieler Gemüts-

Friedrich der Große

ruhe zu, und nur dann hob er drohend den Krückstock, wenn die Buben durch ihren Unfug das Pferd scheu machten. Einmal, als es eine wilde Schar wieder gar zu arg trieb, drohte er der andrängenden Jugend mit dem Stocke und rief: „Wollt ihr Ruhe halten, ihr Racker, und euch in die Schule scheren!“ Da kam er aber schön an. „Ach, der will König sein,“ rief der vorderste der Buben, „und weiß nicht einmal, daß Mittwoch nachmittags keine Schule ist!“

Franz Otto.

Racker = nichtsnutzige Kinder.

96. Die Uhr.

Ich trage, wo ich gehe, stets eine Uhr bei mir.
Wieviel es geschlagen habe, genau seh' ich an ihr.

Es ist ein großer Meister, der künstlich ihr Werk gefügt,
Wenngleich ihr Gang nicht immer dem törichten Wunsche genügt.

Ich wollte, sie wäre rascher gegangen an manchem Tag,
Ich wollte, sie hätte manchmal verzögert den raschen Schlag.

In meinen Leiden und Freuden, im Sturm und in der Ruh',
Was immer geschah im Leben, sie pochte den Takt dazu.

Sie schlug am Sarge des Vaters, sie schlug an des Freundes Bahr'.
Sie schlug am Morgen der Liebe, sie schlug am Traualtar.

Sie schlug an der Wiege des Kindes, sie schlägt, will's Gott, noch oft,
Wenn bessere Tage kommen, wie meine Seel' es hofft.

Und ward sie auch manchmal träger, und drohte zu stocken ihr Lauf,
So zog der Meister immer großmütig sie wieder auf.

Doch stände sie einmal stille, dann wär's um sie geschehn:
Kein andrer, als der sie fügte, bringt die zerstörte zum Gehn.

Dann müßt' ich zum Meister wandern, der wohnt am Ende wohl weit,
Wohl draußen, jenseits der Erde, wohl dort in der Ewigkeit.

Dann gäb' ich sie ihm zurücke mit dankbar kindlichem Flehn:
Sieh, Herr, ich hab' nichts verdorben, sie blieb von selber stehn.

Johann Gabriel Seidl.
(* Wien, 1804 — † Wien, 1875)

97. Der Besitzer des Bogens.

Ein Mann hatte einen trefflichen Bogen von Ebenholz, mit dem er sehr weit und sehr sicher schoß, und den er ungemein wert hielt. Einst aber, als er ihn aufmerksam betrachtete, sprach er: „Ein wenig zu plump bist du doch! Alle deine Zierde ist die Glätte! Schade! — Doch dem ist abzuhelfen!" fiel ihm ein. „Ich will hingehen und den besten Künstler

Bilder in den Bogen schnitzen lassen!" — Er ging hin; und der Künstler schnitzte eine ganze Jagd in den Bogen; und was hätte sich besser auf einen Bogen geschickt als eine Jagd? Der Mann war voller Freuden. „Du verdienst diese Zierraten, mein lieber Bogen." Indem will er ihn versuchen, er spannt, und der Bogen — zerbricht.

Gotthold Ephraim Lessing.
(* Kamenz, 1729 — † Braunschweig, 1781)

98. Das Hirtenbüblein.

Es war einmal ein Hirtenbübchen, das war wegen seiner weisen Antworten, die es auf alle Fragen gab, weit und breit berühmt. Der König des Landes hörte auch davon, glaubte es nicht und ließ das Bübchen kommen. Da sprach er zu ihm: „Kannst du mir auf drei Fragen, die ich dir vorlegen will, Antwort geben, so will ich dich ansehen wie mein eigen Kind, und du sollst bei mir in meinem königlichen Schlosse wohnen." Sprach das Büblein: „Wie lauten die drei Fragen?" Der König sagte: „Die erste lautet: Wie viel Tropfen Wasser sind im Weltmeer?" Das Hirtenbüblein antwortete: „Herr König, laßt alle Flüsse auf der Erde verstopfen, damit kein Tröpflein mehr daraus ins Meer läuft, das ich nicht erst gezählt habe, so will ich euch sagen, wie viel Tropfen im Meere sind." Sprach der König: „Die andere Frage lautet: Wie viel Sterne stehn am Himmel?" Das Hirtenbübchen sagte: „Gebt mir einen großen Bogen weißes Papier," und dann machte es mit

der Feder so viel feine Punkte darauf, daß sie kaum zu sehen und fast gar nicht zu zählen waren, und einem die Augen vergingen, wenn man darauf blickte. Darauf sprach es: „So viel Sterne stehn am Himmel, als hier Punkte auf dem Papiere, zählt sie nur!“ Aber niemand war dazu imstande. Sprach der König: „Die dritte Frage lautet: „Wie viel Sekunden hat die Ewigkeit?“ Da sagte das Hirtenbüblein: „In Hinterpommern liegt der Demantberg, der hat eine Stunde in die Höhe, eine Stunde in die Breite und eine Stunde in die Tiefe; dahin kommt alle hundert Jahre ein Vöglein und wetzt sein Schnäblein daran, und wenn der ganze Berg abgewetzt ist, dann ist die erste Sekunde der Ewigkeit vorbei.“ Sprach der König: „Du hast die drei Fragen aufgelöst wie ein Weiser und sollst fortan bei mir in meinem königlichen Schlosse wohnen, und ich will dich ansehen wie mein eigenes Kind.“

Brüder Grimm.

99. Rätsel.

Wie heißt das Ding, das wen'ge schätzen,
Doch ziert's des größten Kaisers Hand;
Es ist gemacht, um zu verletzen,
Am nächsten ist's dem Schwert verwandt.
Kein Blut vergießt's, und macht doch tausend Wunden,
Niemand beraubt's, und macht doch reich,
Es hat den Erdkreis überwunden,
Es macht das Leben sanft und gleich.

Friedrich von Schiller

Die größten Reiche hat's gegründet,
Die ältsten Städte hat's erbaut;
Doch niemals hat es Krieg entzündet,
Und Heil dem Volk, das ihm vertraut.

Dies Ding von Eisen, das nur wen'ge schätzen,
Das Chinas Kaiser[1] selbst in seiner Hand
Zu Ehren bringt am ersten Tag des Jahrs,
Dies Werkzeug, das, unschuld'ger als das Schwert,
Dem frommen Fleiß den Erdkreis unterworfen —
Wer träte aus den öden, wüsten Steppen
Der Tatarei,[2] wo nur der Jäger schwärmt,
Der Hirte weidet, in dies blüh'nde Land,
Und sähe rings die Saatgefilde grünen,
Und hundert volkbelebte Städte steigen,
Von friedlichen Gesetzen still beglückt,
Und ehrte nicht das köstliche Geräte,
Das allen diesen Segen schuf — den Pflug?

Johann Christoph Friedrich von Schiller.
(* Marbach, 1759 — † Weimar, 1805)

100. Das blinde Roß.

Auch gegen Tiere soll der Mensch nicht undankbar sein, wie jener Kaufmann in der Stadt Vineta, den sein Schimmel wegen Undank verklagte. — Der Schimmel hatte dem

[1] Es heißt, daß der Beherrscher Chinas alljährlich einen Acker eine Strecke weit gepflügt habe.

[2] Die Tatarei ist ein Steppenland im Innern Asiens.

Herrn schon viele Jahre treu gedient und ihm einmal sogar durch seine Schnelligkeit das Leben gerettet, als er in einem Walde von Räubern überfallen wurde. Der Kaufmann tat deshalb ein Gelübde, er wolle den Schimmel niemals verstoßen und ihn aufs beste verpflegen, solange er leben werde. Weil aber der Schimmel auf seiner Flucht vor den Räubern sich sehr erhitzt hatte, ward er bald darauf erst steif und lahm und endlich auch blind, und der Kaufmann vergaß seiner Dienste, sowie seines eigenen Gelübdes. Erst ließ er das Pferd bei kärglichem Futter darben, und weil ihm eine Metze Hafer täglich zu viel schien für ein Pferd, das ihm zu nichts mehr nütze war, so befahl er seinem Knechte, den Schimmel wegzujagen. Der Knecht nahm einen Stock, weil das Pferd nicht weichen wollte, und trieb es aus dem Stalle. Da blieb es sieben Stunden am Tore stehen mit niedergebeugtem Kopfe und spitzte die Ohren, wenn etwas im Hause sich regte. Die Nacht schlief es auf den harten Steinen, obgleich es kalt war und schneite. Endlich trieb der Hunger das Tier, wegzugehen; aber weil es blind war, stieß es überall an. Mit seiner Nase roch es links und rechts, ob nicht ein Hälmchen Stroh da läge; doch es fand nur wenig.

Es war aber in selbiger Stadt ein Glockenhaus, das stand Tag und Nacht offen. Man hatte es gebaut, um Unrecht zu verhindern. Denn wenn jemand meinte, es geschehe ihm Unrecht von einem andern, so ging er hin ins Glockenhaus, faßte an den Glockenstrang und läutete. Dann kamen die Richter der Stadt zusammen und richte-

ten. Zufällig tappte auch der Schimmel in dieses Glockenhaus hinein, und da er alles mit seinen Lippen berührte und aus Hunger alles benagte, so fand er auch den Strang, faßte ihn mit den Zähnen und fing an zu läuten. Sogleich kamen die Richter und sahen den Schimmel als Kläger. Da sie wohl wußten, wie große Dienste der Schimmel seinem Herrn geleistet hatte, so ging ihnen die Sache zu Herzen. Sie ließen den Kaufmann sogleich herbeirufen, der sich nicht wenig wunderte, als er an der Klageglocke seinen Schimmel sah. Er wollte seine Hartherzigkeit rechtfertigen. Allein die Richter sprachen mit strengem Ernste: „Der Gerechte erbarmet sich auch seines Viehes, aber der Gottlosen Herz ist unbarmherzig." Und sie verurteilten den Kaufmann, den Schimmel zu pflegen bis an sein Ende. Es ward auch ein Mann gesetzt, der bisweilen nachsah, ob der Schimmel keine Not litt. An dem Glockenhause bildete man aber zum Andenken die ganze Geschichte in Stein ab.

eine Metze = ein Getreidemaß.

101. Die Bürgschaft.

Zu Dionys, dem Tyrannen,[1] schlich
Damon,[2] den Dolch im Gewande;
Ihn schlugen die Häscher in Bande.

[1] Der Tyrann war im Altertum ein Gewaltherrscher in einem sonst freien Staate. In der Stadt Syrakus gab es im 4. Jahrh. v. Chr. zwei Tyrannen namens Dionysius oder Dionys.

[2] Damon — in der älteren Fassung Möros.

„Was wollteſt du mit dem Dolche? ſprich!“
Entgegnet ihm finſter der Wüterich.
„Die Stadt vom Tyrannen befreien!“ —
„Das ſollſt du am Kreuze bereuen.“

„Ich bin,“ ſpricht jener, „zu ſterben bereit,
Und bitte nicht um mein Leben;
Doch willſt du Gnade mir geben,
Ich flehe dich um drei Tage Zeit,
Bis ich die Schweſter dem Gatten gefreit;
Ich laſſe den Freund dir als Bürgen,
Ihn magſt du, entrinn' ich, erwürgen.“

Da lächelt der König mit arger Liſt
Und ſpricht nach kurzem Bedenken:
„Drei Tage will ich dir ſchenken;
Doch wiſſe! wenn ſie verſtrichen, die Friſt,
Eh' du zurück mir gegeben biſt,
So muß er ſtatt deiner erblaſſen;
Doch dir iſt die Strafe erlaſſen.“

Und er kommt zum Freunde: „Der König gebeut,
Daß ich am Kreuz mit dem Leben
Bezahle das frevelnde Streben;
Doch will er mir gönnen drei Tage Zeit,
Bis ich die Schweſter dem Gatten gefreit;
So bleib du dem König zum Pfande,
Bis ich komme, zu löſen die Bande.“

Und schweigend umarmt ihn der treue Freund
Und liefert sich aus dem Tyrannen;
Der andere ziehet von dannen.
Und ehe das dritte Morgenrot scheint,
Hat er schnell mit dem Gatten die Schwester vereint,
Eilt heim mit sorgender Seele,
Damit er die Frist nicht verfehle.

Da gießt unendlicher Regen herab,
Von den Bergen stürzen die Quellen,
Und die Bäche, die Ströme schwellen;
Und er kommt ans Ufer mit wanderndem Stab,
Da reißet die Brücke der Strudel hinab,
Und donnernd sprengen die Wogen
Des Gewölbes krachenden Bogen.

Und trostlos irrt er an Ufers Rand;
Wie weit er auch spähet und blicket,
Und die Stimme, die rufende, schicket,
Da stößet kein Nachen vom sichern Strand,
Der ihn setze an das gewünschte Land,
Kein Schiffer lenket die Fähre,
Und der wilde Strom wird zum Meere.

Da sinkt er ans Ufer und weint und fleht,
Die Hände zum Zeus erhoben:
„O hemme des Stromes Toben!
Es eilen die Stunden, im Mittag steht

Die Sonne, und wenn sie niedergeht,
Und ich kann die Stadt nicht erreichen,
So muß der Freund mir erbleichen."

Doch wachsend erneut sich des Stromes Wut,
Und Welle auf Welle zerrinnet,
Und Stunde an Stunde entrinnet.
Da treibet die Angst ihn, da faßt er sich Mut
Und wirft sich hinein in die brausende Flut,
Und teilt mit gewaltigen Armen
Den Strom, und ein Gott hat Erbarmen.

Und gewinnt das Ufer und eilet fort
Und danket dem rettenden Gotte;
Da stürzet die raubende Rotte
Hervor aus des Waldes nächtlichem Ort,
Den Pfad ihm sperrend, und schnaubet Mord,
Und hemmet des Wanderers Eile
Mit drohend geschwungener Keule.

„Was wollt ihr?" ruft er, vor Schrecken bleich,
„Ich habe nichts, als mein Leben,
Das muß ich dem Könige geben!"
Und entreißt die Keule dem nächsten gleich:
„Um des Freundes willen erbarmet euch!"
Und drei mit gewaltigen Streichen
Erlegt er; die andern entweichen.

Und die Sonne versendet glühenden Brand,
Und von der unendlichen Mühe
Ermattet, sinken die Kniee.
„O, hast du mich gnädig aus Räubers Hand,
Aus dem Strom mich gerettet ans heilige Land,
Und soll hier verschmachtend verderben,
Und der Freund mir, der liebende, sterben?“

Und horch! da sprudelt es silberhell
Ganz nahe, wie rieselndes Rauschen,
Und stille hält er, zu lauschen.
Und sieh! aus dem Felsen, geschwätzig, schnell,
Springt murmelnd hervor ein lebendiger Quell,
Und freudig bückt er sich nieder
Und erfrischet die brennenden Glieder.

Und die Sonne blickt durch der Zweige Grün
Und malt auf den glänzenden Matten
Der Bäume gigantische Schatten;
Und zwei Wanderer sieht er die Straße ziehn,
Will eilenden Laufes vorüber fliehn,
Da hört er die Worte sie sagen:
„Jetzt wird er ans Kreuz geschlagen.“

Und die Angst beflügelt den eilenden Fuß,
Ihn jagen der Sorge Qualen;
Da schimmern in Abendrots Strahlen
Von ferne die Zinnen von Syrakus,

Und entgegen kommt ihm Philostratus,
Des Hauses redlicher Hüter,
Der erkennet entsetzt den Gebieter:

„Zurück! Du rettest den Freund nicht mehr,
So rette das eigene Leben!
Den Tod erleidet er eben.
Von Stunde zu Stunde gewartet' er
Mit hoffender Seele der Wiederkehr,
Ihm konnte den mutigen Glauben
Der Hohn des Tyrannen nicht rauben." —

„Und ist es zu spät, und kann ich ihm nicht
Ein Retter willkommen erscheinen,
So soll mich der Tod ihm vereinen.
Des rühme der blut'ge Tyrann sich nicht,
Daß der Freund dem Freunde gebrochen die Pflicht;
Er schlachte der Opfer zweie
Und glaube an Liebe und Treue!"

Und die Sonne geht unter, da steht er am Tor
Und sieht das Kreuz schon erhöhet,
Das die Menge gaffend umstehet:
An dem Seile schon zieht man den Freund empor,
Da zertrennt er gewaltig den dichten Chor:
„Mich, Henker!" ruft er, „erwürget!
Da bin ich, für den er gebürget!"

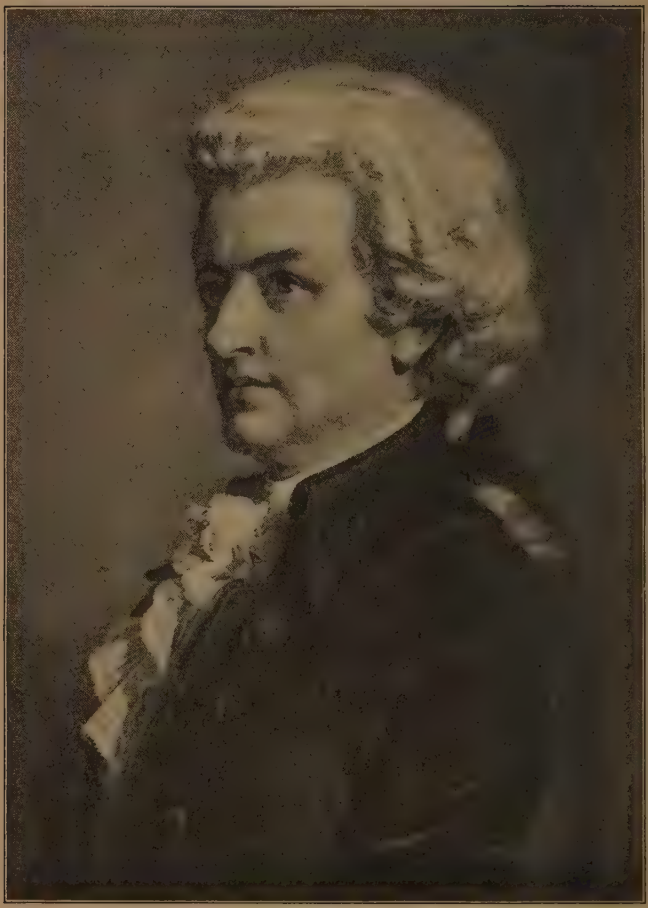
Und Erstaunen ergreift das Volk umher,
In den Armen liegen sich beide
Und weinen vor Schmerzen und Freude.
Da sieht man kein Auge tränenleer,
Und zum Könige bringt man die Wundermär,
Der fühlt ein menschliches Rühren,
Läßt schnell vor den Thron sie führen.

Und blicket sie lange verwundert an.
Drauf spricht er: „Es ist euch gelungen,
Ihr habt das Herz mir bezwungen;
Und die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn!
So nehmet auch mich zum Genossen an!
Ich sei, gewährt mir die Bitte,
In eurem Bunde der Dritte!"

Johann Christoph Friedrich von Schiller.

102. Ein Meister der Töne.

Es heißt, daß den Menschen zur Erinnerung an das Paradies die Gabe der Töne, die Liebe zur Musik geschenkt worden sei. Wer wäre denn auch da, der nicht gerne sänge oder dem Wohlklange lauschte? Meister der Tonkunst sind wie die Dichter: sie wollen Herz und Sinn erfreuen und edle Gedanken wecken. Zu den größten dieser Künstler zählt Wolfgang Amadeus Mozart, der am 27. Januar 1756 in der herrlich gelegenen Stadt Salzburg geboren



Wolfgang Amadeus Mozart

wurde, und leider schon in der Nacht vom 4. zum 5. Dezember 1791 in Wien verstarb.

Mozarts Vater war selbst ein Musiker, doch der Sohn hat ihn weit übertroffen, denn er war im vollen Sinne des Wortes ein Wunderkind. Seine Schwester Marianne erhielt Unterricht im Klavierspiel. Der vierjährige Knabe hörte zu und versuchte sich dann ebenfalls an den Tasten. In kurzer Zeit konnte er vortrefflich spielen. Man schenkte ihm eine kleine Violine und bald konnte er nicht nur so gut geigen wie erwachsene Künstler, sondern übertraf manche derselben. Eines Tages trat der Vater, von einem Freunde begleitet, in das Wohnzimmer. Er staunte, als er den Kleinen am Tische sitzen und Noten auf das Papier malen sah. „Was machst du da?" fragte der Vater. „Ich komponiere!" entgegnete das Kind und meinte, weil der Vater lächelte, „es ist schwer; dafür ist es aber ein Musikstück und muß geübt werden." Sechs Jahre alt, wurde Mozart samt der um vier Jahre älteren Schwester vom Vater nach München und Wien genommen. Überall erregten die Geschwister Aufmerksamkeit durch ihre erstaunlichen Leistungen. Kaum dem Kindesalter entwachsen, bekam Mozart die Stelle eines Kapellmeisters bei dem Erzbischof von Salzburg. Während eines Aufenthaltes in Rom brachte er es fertig, nach einmaligem Anhören, ein sehr langes und schwieriges Musikstück aus dem Gedächtnisse niederzuschreiben. Später ließ er sich in Wien nieder, gab Unterricht und veranstaltete Konzerte, und erhielt schließlich auch eine Anstellung bei Hofe, die sich jedoch schlecht bezahlte.

Inzwischen entstanden seine wunderbaren Tonschöpfungen, unter denen die drei Opern „Don Juan," „Figaros Hochzeit" und „Die Zauberflöte" unübertroffen gelten. Zusammengerechnet soll der große Meister über sechshundert Kompositionen verfaßt haben.

Ehe Mozart das fünfunddreißigste Jahr zurückgelegt hatte, rief ihn der Tod aus dieser Welt. An seinen Lebensabend knüpft sich ein merkwürdiges Ereignis. Ein Fremder kam zu ihm und bestellte eine Komposition für eine Trauerfeier. Mozart war überzeugt, daß er diese für sich selber schreibe und konnte sie kaum vollenden. Tatsächlich wurde das Werk bei seiner Beerdigung aufgeführt.

Mozart war eine liebenswürdige Natur, dem Frohsinn und Scherze zugetan. Es werden zahlreiche heitere Geschichten von ihm erzählt. Einst waren Mozart und Haydn, ebenfalls ein sehr berühmter Komponist, zu Freunden eingeladen. Mozart scherzte und meinte, er könne ein Stück komponieren, das Haydn nicht vom Blatt zu spielen vermöge. Eine Wette war die Folge. Mozart ging an den Schreibtisch, nahm die Feder und schrieb schnell einige Noten, worauf er das Blatt dem Freunde reichte. Dieser spottete über die anscheinende Leichtigkeit, und fing an zu spielen. Plötzlich aber hielt er inne und fragte: „Wie soll ich denn das spielen? Die eine Hand greift Tasten weit links, und die andere weit rechts, und dann soll noch eine Taste in der Mitte angeschlagen werden. Das geht ja nicht!" „Aber eine solche Kleinigkeit sollte ja nicht stören," entgegnete Mozart. „Sehen Sie, so wird es gemacht!"

Er setzte sich ans Klavier, spielte, und als er die von Haydn bezeichnete Stelle erreicht hatte, stieß er mit der Nase auf die fragliche Taste. Allgemeines Gelächter und die Bezahlung der Wette belohnten den Einfall Mozarts.

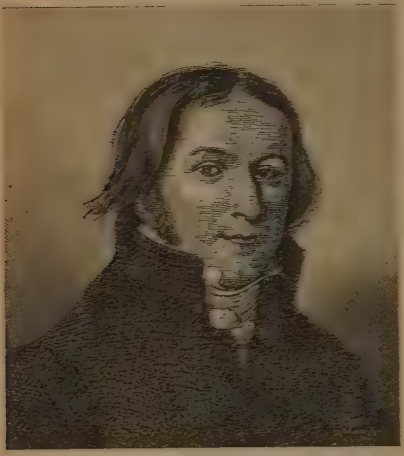
103. Die Erhebung des preußischen Volkes.

In dem unvergleichlichen Frühling und Sommer des Jahres 1813 war unter allen Preußen nur eine Stimme, ein Gefühl, ein Zorn und ein Streben, das Vaterland zu retten und Deutschland zu befreien. Krieg wollten die Preußen, Gefahr und Tod wollten sie; den Frieden fürchteten sie, weil sie von Napoleon keinen ehrenvollen Frieden hoffen konnten.

Krieg! Krieg! schallte es von den Karpathen bis zur Ostsee, vom Niemen bis zur Elbe. Krieg! rief der adlige Gutsbesitzer, der verarmt war; Krieg! der Bauer, der sein letztes Pferd unter Vorspann und Fuhren tot trieb; Krieg! der Bürger, den die Einquartierungen und Abgaben erschöpften; Krieg! der Tagelöhner, der keine Arbeit finden konnte; Krieg! die Witwe, die ihren einzigen Sohn ins Feld schickte; Krieg! die weinende Braut, deren Bräutigam sich von ihr losriß, um dem Rufe des Königs zu folgen.

Jünglinge, die kaum wehrhaft waren, Männer mit grauem Haar und wankenden Knieen, Offiziere, die wegen Wunden und Verstümmelungen längst ehrenvoll entlassen waren, reiche Grundbesitzer und Beamten, Väter zahlreicher

Familien und Verwalter weitläufiger Geschäfte, zu keinerlei Kriegsdienst verpflichtet, stellten sich aus freiem Antriebe: sogar Jungfrauen drängten sich als Männer verkleidet zu den Waffen: alle wollten sich zum Kampfe rüsten und für das Vaterland streiten und sterben. Jede Stadt, jeder Flecken, jedes Dorf schallte von Kriegslust und Kriegsmusik und war in einen Übungs- und Waffenplatz verwandelt; jede Feuereisse war eine Waffenschmiede.



Ernst Moritz Arndt

Das war das Schönste bei diesem heiligen Eifer und fröhlichen Gewimmel, daß alle Unterschiede des Standes und Alters vergessen waren, daß jeder sich demütigte und zu dem Dienst, wo er am besten zu gebrauchen war, hingab, daß das eine große Gefühl des Vaterlandes und seiner Freiheit und Ehre alle andern Rücksichten aufhob. Die Menschen fühlten es, sie waren gleich geworden durch das lange Unglück, sie wollten auch gleich sein im Dienst und im Gehorsam.

Unvergessen soll auch sein, was das zarte Geschlecht der Frauen im stillen durch Ermahnungen, Sorgen und Mühen für die Ausziehenden, Kranken und Verwundeten getan hat. Wer kann die Opfer und Gaben jener Zeit zählen, die selbst von den Ärmsten dargebracht worden sind? Wer kann die ewig teuren Namen aller derer nennen, welche die Dürftigen gekleidet, die Hungrigen gespeist, die Kranken gepflegt und die Verwundeten verbunden haben? So geschah es von einem Ende des Reichs bis zum andern: es war plötzlich wie durch ein Wunder ein großes und würdiges Volk erstanden.

n. Ernst Moritz Arndt.
(* Schoritz auf Rügen, 1769 — † Bonn, 1860)

104. Gebet während der Schlacht.

Vater, ich rufe dich!
Brüllend umwölkt mich der Dampf der Geschütze,
Sprühend umzucken mich rasselnde Blitze.
Lenker der Schlachten, ich rufe dich!
Vater du, führe mich!

Vater du, führe mich!
Führ' mich zum Siege, führ' mich zum Tode:
Herr, ich erkenne deine Gebote;
Herr, wie du willst, so führe mich.
Gott, ich erkenne dich!

Gott, ich erkenne dich!
So im herbstlichen Rauschen der Blätter,
Als im Schlachtendonnerwetter,
Urquell der Gnade, erkenn' ich dich.
Vater du, segne mich!

Theodor Körner

Vater du, segne mich!
In deine Hand befehl' ich mein Leben,
Du kannst es nehmen, du hast es gegeben;
Zum Leben, zum Sterben segne mich.
Vater, ich preise dich!

Vater, ich preise dich!
'S ist ja kein Kampf für die Güter der Erde;
Das Heiligste schützen wir mit dem Schwerte:
Drum, fallend, und siegend, preis' ich dich,
Gott, dir ergeb' ich mich!

Gott, dir ergeb' ich mich!
Wenn mich die Donner des Todes begrüßen,
Wenn meine Adern geöffnet fließen:
Dir, mein Gott, dir ergeb' ich mich!
Vater, ich rufe dich!

Theodor Körner.
(* Dresden, 1791 — † im Mecklenburgischen, 1813)

105. Die Völkerschlacht bei Leipzig.

Es war in den ersten Oktobertagen des Jahres 1813. Kaiser Napoleon hatte sein Hauptquartier, Dresden, verlassen und sich mit seinen Truppen in die große Ebene von Leipzig gezogen. Hier war es, wo vom 16. bis 19. Oktober Männer vom Tajo und Ebro, vom Po und von dem Tiber, von der Seine und dem Rheine im blutigen Kampfe gegenüberstanden den Völkern von der Donau, der Elbe, der Oder, dem Don, der Wolga, dem Weißen und dem Schwarzen Meere. Gegen 500,000 Streiter kämpften miteinander. Mehr als tausend Kanonen spieen Tod und Verderben. Von ihrem Donnern erbebte die Erde und zersprangen die Fenster.

Am ersten Tage erlangte Napoleon bei Wachau einige Vorteile. Er ließ die Glocken läuten und sandte Siegesboten nach Paris. Allein es war zu früh; denn bei Möckern hatte Blücher nach furchtbar blutigem Kampfe einen vollen Sieg errungen, einen Sieg, der das Geschick der ganzen Schlacht entschied. — Am 17. Oktober, es war ein Sonntag, ruhte die Kriegsarbeit. Umsonst versuchte Napoleon, seinen Schwiegervater, den Kaiser Franz von Österreich, durch allerlei Versprechungen zu bewegen, sich von den Verbündeten zu trennen. Man würdigte ihn jetzt nicht einmal mehr einer Antwort. So mußte der folgende Tag entscheiden.

Düster und trübe war der Morgen des verhängnisvollen 18. Oktobers. Napoleon nahm seinen Standpunkt auf einem Hügel bei dem Dorfe Probstheida, unmittelbar neben einer halb zerstörten Windmühle. Von hier aus leitete er die Seinen. Auf einem andern, nicht allzufern gelegenen Hügel aber standen die drei verbündeten Monarchen,[1] um Augenzeugen des gewaltigen Ringens zu sein. Bei Konnewitz begann der Kampf. Heldenmütig verteidigten sich die Franzosen gegen doppelte Übermacht. Aber trotz ihrer Tapferkeit wurden sie überall zurückgedrängt. Da verließen auch noch die Sachsen und Württemberger ihre Reihen. In geschlossenen Kolonnen, mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele zogen sie zu den Verbündeten hinüber und reichten ihren deutschen Brüdern die Hand. Kanonenschüsse in ihre Reihen waren die Scheidegrüße der Franzosen.

[1] Die drei verbündeten Monarchen waren der König von Preußen, der Kaiser von Österreich und der Kaiser von Rußland.

Als der Tag sich neigte, war Napoleons Niederlage entschieden. Fürst Schwarzenberg sprengte nach dem Hügel, auf dem die drei Monarchen standen, und rief diesen zu: „Wir haben gesiegt, der Feind zieht ab!“

Napoleon aber saß neben seiner Windmühle an einem Wachtfeuer auf einem hölzernen Schemel und diktierte die Befehle für den Rückzug. Dann versank er, die Hände nachlässig im Schoß gefaltet, in Schlaf. Um ihn herum standen düster und verstummt seine Generäle, und in einiger Entfernung, am Fuße des Hügels, eilten die zurückziehenden Truppen vorüber.

106. Andreas Hofer.[1]

Zu Mantua in Banden
Der treue Hofer war,
In Mantua zum Tode
Führt ihn der Feinde Schar;
Es blutete der Brüder Herz,
Ganz Deutschland, ach! in Schmach und Schmerz!
Mit ihm das Land Tirol!

Die Hände auf dem Rücken,
Andreas Hofer ging
Mit ruhig festen Schritten,
Ihm schien der Tod gering;

[1] Andreas Hofer war Führer der Tiroler Erhebung gegen die Franzosen und Bayern im Jahre 1809. Er wurde am 27. Jan. 1810 gefangen genommen und am 20. Feb. in der italienischen Festung Mantua erschossen.

Der Tod, den er so manches Mal
Vom Iselberg geschickt ins Tal
Im heil'gen Land Tirol.

Doch als aus Kerkergittern
Im festen Mantua
Die treuen Waffenbrüder
Die Händ' er strecken sah,
Da rief er aus: „Gott sei mit euch,
Mit dem verratnen deutschen Reich
Und mit dem Land Tirol!"

Dem Tambour will der Wirbel
Nicht unterm Schlegel vor,
Als nun Andreas Hofer
Schritt durch das finstre Tor:
Andreas, noch in Banden frei,
Dort stand er fest auf der Bastei,
Der Mann vom Land Tirol.

Dort soll er niederknieen,
Er sprach: „Das tu' ich nit!
Will sterben, wie ich stehe,
Und wie ich stand und stritt,
So wie ich steh' auf dieser Schanz':
Es leb' mein guter Kaiser Franz,
Mit ihm sein Land Tirol!"

Und von der Hand die Binde
Nimmt ihm ein Grenadier;
Andreas Hofer betet
Zum letztenmal allhier;
Dann ruft er laut: „So trefft mich recht!
Gebt Feuer! Ach, wie schießt ihr schlecht!
Ade, mein Land Tirol!“

Julius Mosen.
(* Marienev, 1803 — † Oldenburg, 1867)

107. Wie Hänschen Kikenap einmal einen Hasen nach Münden brachte.

Der Graf von Hilgental wollte einem Freunde, der in der Stadt Hannoversch-Münden wohnte, einmal einen schönen, fetten Hasen schicken. Der Hase lebte aber noch und war sehr munter von Natur. Wie nun den lebendigen Hasen hinkriegen nach Münden? Es waren doch gut drei Stunden Weges. Ei, ist da nicht Hänschen Kikenap, ein armer, braver Junge, der gern ein paar Groschen verdienen würde! Ei freilich! Also wurde er gerufen, und er mußte den Hasen in einen Korb packen, und der Herr Graf gab ihm einen versiegelten Brief mit und beschrieb ihm auch die Straße und das Haus noch ganz genau, wo der Freund wohnte.

Als Hänschen nun, froh des Auftrages, unterwegs war, lustig ausschritt und ein fröhlich Liedlein dazu pfiff, hob sich plötzlich der Deckel des Korbes, und zwei lange Ohren kamen zum Vorschein. Der Hase wollte gewiß die kleinen Meisen

besser hören und sehen können, die so lustig am Wege hinhüpften.

Fröhlich und gutmütig, wie Hänschen war, wollte er dem lieben Tierlein, dem er sein heutiges Glück verdankte, den Ausblick in die liebe, schöne Gotteswelt nicht sogleich verwehren, schob also den Deckel noch ein wenig zur Seite und ließ das Häschen ruhig hinaussehen. Aber alles oder gar nichts! dachte der Hase, und hupp — hopp — galopp — war er aus dem Korbe hinaus und zwischen den Kartoffelhorsten verschwunden. Hänschen stutzte einen Augenblick; dann mußte er lachen, denn er dachte, der Hase wolle geschwinder nach Münden kommen als er. Dann lachte er noch lauter und rief: „Ha, lauf du nur hin; du hast den Brief nicht und weißt auch das Haus nicht!"

Heinrich Sohnrey.
(* Jühnde bei Göttingen, 1859)

Kartoffelhorsten = Kartoffelfeldern.

108. Der Erlkönig.

Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der Vater mit seinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er faßt ihn sicher, er hält ihn warm.

„Mein Sohn, was birgst du so bang dein Gesicht?" —
„„Siehst, Vater, du den Erlkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron' und Schweif?"" —
„Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif." —

‚Du liebes Kind, komm, geh mit mir!
Gar schöne Spiele spiel' ich mit dir;
Manch' bunte Blumen sind an dem Strand;
Meine Mutter hat manch' gülden Gewand.' —

„„Mein Vater, mein Vater, und höreſt du nicht,
Was Erlenkönig mir leiſe verſpricht?"" —
„Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind,
In dürren Blättern säuſelt der Wind." —

‚Willſt, feiner Knabe, du mit mir gehn?
Meine Töchter ſollen dich warten ſchön;
Meine Töchter führen den nächtlichen Reihn
Und wiegen und tanzen und ſingen dich ein.' —

„„Mein Vater, mein Vater, und ſiehſt du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düſtern Ort?"" —
„Mein Sohn, mein Sohn, ich ſeh es genau,
Es ſcheinen die alten Weiden ſo grau." —

‚Ich liebe dich, mich reizt deine ſchöne Geſtalt,
Und biſt du nicht willig, ſo brauch' ich Gewalt.' —
„„Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an;
Erlkönig hat mir ein Leids getan!"" —

Dem Vater grauſet's; er reitet geſchwind,
Er hält in den Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Mühe und Not;
In ſeinen Armen das Kind war tot.

Johann Wolfgang von Goethe.

109. Eine grausame Todesart.

Die Abelsberger, das sind von jeher die Klügsten gewesen im Land. Die fanden zu jeder Svalte den richtigen Keil. In der Staatsklugheit, Gemeindedisziplin und wirtschaftlichen Verwaltung sind sie namentlich mustergültig geworden. Eine der bewunderungswürdigsten Taten der Abelsberger war, wie sie die Maulwürfe eingeschüchtert haben.

Die Wiesen um Abelsberg waren alljährlich, besonders im Herbst und Frühjahr, voller Maulwurfshügel. Des war der Gemeinderat betrübt, und der Bürgermeister seufzte oftmals auf: „Liebe Genossen, wir kommen ganz um unser Gras!"

Da geschah es, daß der tapfere Knab' Gosel, Bürgerssohn von Abelsberg, — der Name dieses Braven steht im Ehrenbuch der Stadt mit goldenen Lettern — eines Tages einen lebenden Maulwurf fing und in einem Eisenkäfig nach Hause brachte. Auf dem Marktplatz wurde ein Tisch errichtet: auf denselben wurde der Käfig gestellt und angenagelt, und das Volk der Stadt strömte zusammen, um den dunkeln Bösewicht zu sehen. Unter Verwünschungen und Fäusteballen stürmte die Menge auf den Gefangenen ein, und die Polizei hatte zu tun, um ihn zu schützen vor der Volkslynch, damit er ordnungsmäßig gerichtet werden konnte. Das Todesurteil war gesprochen, der Stab gebrochen über den armen Sünder, der hier an dem Pranger stand. Selbiger gebärdete sich aber zur allgemeinen Ent-

rüstung schier wohlgemut, guckte mit seinen hellen Äuglein neugierig auf die Menge und schnupperte schalkhaft mit dem Schnäuzlein zwischen den Eisenstangen hervor.

Noch aber war der hohe Rat wegen der Todesart nicht einig. Das stand fest: Ein Beispiel sollte an diesem Gesellen aufgestellt werden, wie ein ähnliches das wühlende Geschlecht noch nicht erfahren hatte. Einige waren für das Hängen; aber der Delinquent hatte dafür einen zu kurzen und dicken Hals; es wäre der Strick abgeglitten. Andere wollten ihn enthaupten; das fand der Rat jedoch viel zu ehrenvoll für den Schelm. Das Verbrennen wurde zurückgewiesen, weil der Feuertod erst recht einen glänzenden Schein um das Haupt des Verbrechers gelegt haben würde.

Und als sie dergestalt uneinig waren, erhob sich ein weißlockiger, langbärtiger Greis — fast steht zu vermuten, daß er nicht zu Abelsberg gebürtig war — und begann unter lautloser Stille der Menge so zu reden: „Wohlweiser Rat von Abelsberg! Hochansehnliche Versammlung! Wichtig ist die Stunde und folgenreich die Tat, die wir zum Wohl unserer geliebten Stadt zu vollbringen im Begriff stehen. Wir haben ein Individuum vom Leben zum Tode zu bringen. Es ist das Geschlecht, das allmählich und tückisch die Grundfesten unterwühlt, auf welche unsere Vorfahren und wir selbst unsere Existenz und Kultur gegründet haben. Es ist wohl überflüssig, darauf hinzuweisen, daß die Maulwürfe unsere Erbfeinde sind, daß es zwischen uns und den Maulwürfen keine Versöhnung gibt und geben kann."

Ein ungeheurer Beifallssturm unterbrach den Redner. Selbst der kleine Gefangene spitzte die Öhrlein und stellte sich dann höchst possierlich auf sein Hinterteil, weil er glaubte, die Leute wollten sich von ihm ergötzen lassen und der Beifall ginge ihn an. Der Redner fuhr endlich fort: „... daß es zwischen uns keine Versöhnung gibt und geben kann!" worauf sich der Beifallsjubel nochmals wiederholte.

„Werte Versammlung!" sagte der Greis mit fast mißbilligender Miene, „der Gegenstand ist zu ernst, als daß wir ihn mit Zurufen wie bei einer Komödie entweihen wollten. Es handelt sich darum, daß wir an diesem Tage ein Exempel aufstellen, welches geeignet ist, das elende Geschlecht vor Schreck stumm zu machen, wenn es nicht schon stumm wäre, und vor Angst schwarz zu machen, wenn es diese Farbe nicht schon hätte. Des Grauens voll sollen sie sich sammeln in Rotten, die Gaue von Abelsberg auf Nimmerwiedersehen verlassen und es ihren Kindern und Kindeskindern erzählen, was zu Abelsberg einem ihrer Genossen geschehen ist. Nicht hängen und nicht köpfen, nicht spießen und nicht braten wollen wir den Bösewicht. Den gräßlichsten Tod soll er sterben, der je gestorben worden ist. Diesmal ist sie eine Bürgertugend, die Grausamkeit, mit der ich die Todesart verkünde: Der Schelm soll lebendig begraben werden!"

Rat und Volk überboten sich in Beifall. Sie führten den Käfig hinaus auf den freien Anger, hoben den Maulwurf behutsam hervor, und nach wenigen Minuten war das Urteil vollzogen.

Und nun, liebe Freunde, denkt einmal nach, wer den Nutzen hat, wenn ein Maulwurf lebendig begraben wird! — Der Maulwurf? Der Landmann? — Beide. Behüt euch Gott!

Peter Rosegger.
(* Alpl in Obersteiermark, 1843)

110. Der kleine Hydriot.[1]

Ich war ein kleiner Knabe, stand fest kaum auf dem Bein,
Da nahm mich schon mein Vater mit in das Meer hinein
Und lehrte leicht mich schwimmen an seiner sichern Hand
Und in die Fluten tauchen bis nieder auf den Sand.
Ein Silberstückchen warf er dreimal ins Meer hinab,
Und dreimal mußt' ich's holen, eh' er's zum Lohn mir gab.
Dann reicht' er mir ein Ruder, hieß in ein Boot mich gehn,
Er selber blieb zur Seite mir unverdrossen stehn,
Wies mir, wie man die Wogen mit scharfem Schlage bricht,
Wie man die Wirbel meidet und mit der Brandung ficht.
Und von dem kleinen Kahne ging's flugs ins große Schiff;
Es trieben uns die Stürme um manches Felsenriff.
Ich saß auf hohem Maste, schaut' über Meer und Land,
Es schwebten Berg' und Türme vorüber mit dem Strand.
Der Vater hieß mich merken auf jedes Vogels Flug,
Auf aller Winde Wehen, auf aller Wolken Zug;
Und bogen dann die Stürme den Mast bis in die Flut,
Und spritzten dann die Wogen hoch über meinen Hut,
Da sah der Vater prüfend mir in das Angesicht, —

[1] Ein Hydriot ist ein Bewohner der Insel Hydra im Mittelländischen Meer.

Ich saß in meinem Korbe und rüttelte mich nicht; —
Da sprach er, und die Wange ward ihm wie Blut so rot:
„Glück zu auf deinem Maste, du kleiner Hydriot!“
Und heute gab der Vater ein Schwert mir in die Hand,
Und weihte mich zum Kämpfer für Gott und Vaterland.
Er maß mich mit den Blicken vom Kopf bis zu den Zeh'n,
Mir war's, als tät sein Auge hinab ins Herz mir sehn.
Ich hielt mein Schwert gen Himmel und schaut' ihn sicher an,
Und däuchte mich zur Stunde nicht schlechter als ein Mann.
Da sprach er, und die Wange ward ihm wie Blut so rot:
„Glück zu mit deinem Schwerte, du kleiner Hydriot!“

Wilhelm Müller.
(* Dessau, 1794 — † Dessau, 1827)

111. Stille Nacht! Heilige Nacht!

Es war am heiligen Abend des Jahres 1818. Über dem bayrischen Hochgebirge verglomm der letzte Tagesschein in roter Glut, während tiefe Schatten sich über das Tal hinlegten. Hoch oben auf einem schmalen Fußpfade, der sich aus einer Felsenschlucht hervorwand, schritt ein Wanderer; es war der Hilfsgeistliche von Oberdorf bei Arnsdorf, Joseph Mohr. Die einsame Wanderung auf stiller Bergeshöhe war ihm heute wohl besonders lieb, denn in seiner Seele sang und klang es von Weihnachtsfreude und Weihnachtsfrieden. Daher beeilte er sich nicht, sondern schritt nur langsam talwärts, während die Nacht sich immer mehr ausbreitete und nun auch die hohen, weißen Bergspitzen

bedeckte. Am dunkeln Himmel zog ein Stern nach dem andern herauf, bis das ganze Heer beisammen war in funkelnder Pracht.

Mohr schaute bewundernd über die Gegend hin. Er faltete die Hände zum Gebet; dann riß er sich los von der stillen Gegend und stieg ins Tal hinunter; wurde er doch im Schulhause zu Arnsdorf erwartet.

Sein Freund, der Organist Gruber, kam ihm unter der Türe entgegen. „Willkommen!" rief er, „wir warten auf dich zur Christfeier. Sieh, welch' lieben Besuch wir haben!" Freudig begrüßte Mohr die Geschwister Straßer aus dem Zillertale, zwei Brüder und zwei Schwestern, deren Gesang ihn schon oft erfreut hatte. „Wie schön, daß ihr da seid!" sagte er, „nun können wir singen und spielen dem Christkind zu Ehren."

Während Gruber sich noch allerhand zu schaffen machte mit festlichen Vorbereitungen, zog sich Mohr in ein Nebenzimmer zurück, und als bald darauf sein Freund zur Weihnachtsbescherung hereinrief, legte er diesem ein kleines Papier in die Hand und sagte: „Das ist mein Christgeschenk für dich, lieber Freund; ein anderes habe ich nicht. Du weißt ja, daß ich nicht reich bin an Erdengütern."

Gruber trat mit dem Zettel zu dem Kreuz von Wachslichtern, das unter Tannenzweigen aufgebaut war. „Aber an Himmelsgütern bist du um so reicher!" rief er freudig. „Hört, liebe Freunde, was er uns allen zum Christfest schenkt!" Mit inniger Betonung las er: „Stille Nacht! Heilige Nacht! Alles schläft, einsam wacht nur das traute,

hochheilige Paar. Holder Knabe im lockigen Haar, schlafe in himmlischer Ruh'!"

Alle schüttelten dem Geistlichen die Hand mit freudigem Danke. „Es ist nur ein einfaches Liedlein," sagte er abwehrend, „wie es mir diesen Abend grade ins Herz gekommen ist, aber ihr könnt es vielleicht einmal singen; bei euch wird ja gleich alles zu Sang und Klang. Jetzt aber muß ich in die Kirche zur Christmette[1]; hernach wollen wir noch ein wenig zusammenbleiben und singen."

Spät in der Nacht erst trennten sich die Freunde, nachdem sie manches schöne Lied zusammen angestimmt hatten. Mohr begab sich in sein Schlafgemach; aber er mochte sich nicht gleich zur Ruhe legen; durch sein Herz zogen noch alle die Lieder, die sie gesungen hatten und bewegten ihn. Er trat ans Fenster und schaute noch einmal in die stille, feierliche Nacht hinaus; so still und feierlich war es auch in seiner Seele von Lob und Dank; denn „Christ, der Retter, ist da!" wiederholte er immer wieder.

Da tönten plötzlich weiche, liebliche Klänge an sein Ohr. War das nicht sein eignes Lied? Wie von Hirtenflöten getragen, bewegte sich die Melodie im Rhythmus, von vier wundervollen Stimmen gesungen: „Stille Nacht! Heilige Nacht!"

Mit tiefer Bewegung hörte Mohr zu, bis der letzte Ton verklungen war; dann eilte er hinaus, den Freunden zu danken.

„Nicht wahr, es ist schon zu Sang und Klang geworden?" rief ihm Gruber entgegen; „man kann auch gar nicht anders, als es sofort singen, dein liebes Lied! Darum sind

[1] Die Christmette ist ein Frühgottesdienst am Weihnachtstage.

mir die Töne dazu gleich erklungen, und während du fort warst, hab' ich's den Freunden Straßer vorgespielt, und wir haben's zusammen eingeübt!" —

Mohrs Lied fand seinen Weg nach und nach in die weitesten Kreise. Von vieltausend Kindern der Christenheit wird es alljährlich gesungen, und wo es erklingt, versetzt es uns nach Bethlehems heiligen Fluren, wo uns Himmelsglanz und Engelsgesang umgibt, und freudigen Herzens stimmen wir ein in den Kinderchor:

„Stille Nacht! Heilige Nacht!"

112. Weihnachten.

Von hohen Himmelsfernen
Auf einem blauen Band
Im Glanz von tausend Sternen
Kam stilles Glück ins Land,
Und hat in dunkeln Herzen
Ein Lichtlein angesteckt,
Hat Sorgen, Gram und Schmerzen
Ganz leise zugedeckt.

Richard Schaukal.
(* Brünn, 1874)

113. Warum Kaiser Wilhelm die Kornblume liebte.

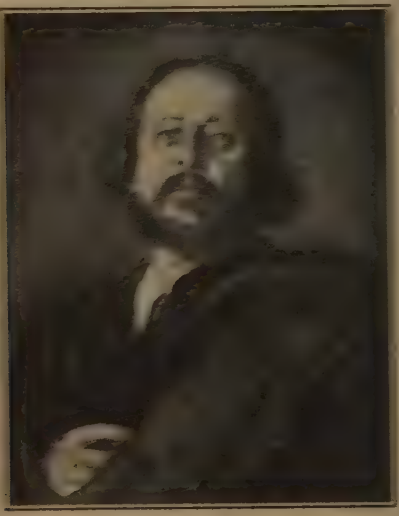
In Preußens trübster Zeit saß an einem Sommernachmittage die Königin Luise[1] in einem Garten Königsbergs.

[1] Königin Luise von Preußen starb am 19. Juli 1810, wie es heißt, aus Gram über das Schicksal ihres Landes, erst 34 Jahre alt.

Ihre Kinder spielten um sie. Da trat ein armes Mädchen heran und bot ihr, ohne zu wissen, wer die Dame sei, einen Strauß Kornblumen zum Kaufe an. Die Königin sprach nach ihrer Gewohnheit freundlich mit dem Kinde und erfuhr, daß es eine kranke Mutter habe, die nichts verdienen könne. Mit Tränen in den Augen nahm die Königin dem Mädchen die blauen Blumen ab und beschenkte es reichlich. Dann rief sie ihre Kinder und zeigte der Prinzessin Charlotte und dem Prinzen Wilhelm, wie man ohne Faden und Schere aus den Blumen leicht einen Kranz flechten kann. Den fertigen Kranz setzte sie der Prinzessin auf. Dabei machte sie die Kinder auf die Schönheit der Feldblumen aufmerksam und fügte hinzu, wie man genügsam sein und sich an den schlichtesten Gaben der Natur erfreuen könne. Diese Lehren drangen tief in das Gemüt der Kinder, und von jenem Tage an wurde die Kornblume nicht nur ihre Lieblingsblume, sondern auch für beide ein Erinnerungszeichen an die frühverklärte Mutter.

Als später die Prinzessin Charlotte die Braut des Großfürsten Nikolaus, des nachmaligen russischen Kaisers, wurde und nach St. Petersburg reiste, gab Prinz Wilhelm ihr bis Königsberg das Geleite. Hier fand sie in sinniger Weise die Zimmer des Schlosses auf Befehl ihres Bruders mit den herrlichsten Kornblumen geschmückt. Es sollte ein Zeichen sein, daß sie das Andenken der Mutter in diesem Sinnbilde festhalten wollten. Und das haben sie in kindlicher Liebe getan. Beim Betreten des russischen Bodens trug Charlotte einen Kornblumenkranz und gar oft, wenn

Sie setzen als Konsorten bei einer Aufführung Kerzlämmen ein. Auch sie wollen, wie die blauen Kerzen, zu glänzen und an die Augen zu dringen. Und Xaver Telemann? Bis zu seinem Tode hat er die Kerzlämmer als ein teures Andenken an seine glückliche Pariser Zeit gehegt.



Paul Heyse

114. Über ein Stündlein.

Dulde, geduld dich fein!
Über ein Stündlein
Ist deine Kammer voll Sonne.

Über den First, wo die Glocken hangen,
Ist schon lange der Schein gegangen,
Ging in Türmers Fenster ein.
Wer am nächsten dem Sturm der Glocken,
Einsam wohnt er, oft erschrocken;
Doch am frühsten tröstet ihn Sonnenschein.

Wer in tiefen Gassen gebaut,
Hütt' an Hüttlein lehnt sich traut:
Glocken haben ihn nie erschüttert,
Wetterstrahl ihn nie umzittert;
Aber spät sein Morgen graut.
Höh' und Tiefe hat Lust und Leid!
Sag ihm ab, dem törichten Neid!
Andrer Gram birgt andre Wonne.
Dulde, geduld dich fein!
Über ein Stündlein
Ist deine Kammer voll Sonne.

Paul Heyse.
(* Berlin, 1830 — † München, 1914)

115. Die Schnitterin.

War einst ein Knecht, einer Witwe Sohn,
Der hatte sich schwer vergangen.
Da sprach sein Herr: „Du bekommst deinen Lohn;
Morgen mußt du hangen."

Als das seiner Mutter kund getan,
Auf die Erde fiel sie mit Schreien:
„O lieber Herr Graf und hört mich an,
Er ist der letzte von dreien.

Den ersten schluckte die schwarze See;
Seinen Vater schon mußte sie haben;
Den andern haben in Schonens[1] Schnee
Eure schwedischen Feinde begraben.

Und laßt ihr mir den letzten nicht,
Und hat er sich vergangen,
Laßt meines Alters Trost und Licht
Nicht schmählich am Galgen hangen."

Die Sonne hell im Mittag stand;
Der Graf saß hoch zu Pferde;
Das jammernde Weib hielt sein Gewand
Und schrie vor ihm auf der Erde.

Da rief er: „Gut, eh' die Sonne geht,
Kannst du drei Äcker mir schneiden,
Drei Äcker Gerste, dein Sohn besteht,
Den Tod soll er nicht leiden."

So trieb er Spott, hart gelaunt,
Und ist seines Wegs geritten.
Am Abend aber, der Strenge staunt,
Drei Acker waren geschnitten.

[1] Schonen ist eine Provinz in Schweden.

Was stolz im Halm stand über Tag,
Sank hin, er mußt' es schon glauben.
Und dort, was war's was am Feldrand lag?
Sein Schimmel stieg mit Schnauben.

Drei Äcker Gerste ums Abendrot
Lagen in breiten Schwaden;
Daneben die Mutter, und die war — tot.
So kam der Knecht zu Gnaden.

Gustav Falke.
(* Lübeck, 1853 — † Hamburg, 1916)

116. Das Gewitter.

Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
In dumpfer Stube beisammen sind;
Es spielet das Kind, die Mutter sich schmückt,
Großmutter spinnet, Urahne, gebückt,
Sitzt hinter dem Ofen im Pfühl. —
Wie wehen die Lüfte so schwül!

Das Kind spricht: „Morgen ist's Feiertag,
Wie will ich spielen im grünen Hag,
Wie will ich springen durch Tal und Höh'n,
Wie will ich pflücken viel Blumen schön;
Dem Anger, dem bin ich hold!" —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Die Mutter spricht: „Morgen ist's Feiertag,
Da halten wir alle fröhlich Gelag,

Ich selber, ich rüste mein Feierkleid;
Das Leben, es hat auch Lust nach Leid,
Dann scheint die Sonne wie Gold!" —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Großmutter spricht: „Morgen ist's Feiertag,
Großmutter hat keinen Feiertag;
Sie kochet das Mahl, sie spinnet das Kleid,
Das Leben ist Sorg' und viel Arbeit;
Wohl dem, der tat, was er sollt'!" —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Urahne spricht: „Morgen ist's Feiertag,
Am liebsten morgen ich sterben mag:
Ich kann nicht singen und scherzen mehr,
Ich kann nicht sorgen und schaffen schwer,
Was tu' ich noch auf der Welt?" —
Seht ihr, wie der Blitz dort fällt?

Sie hören's nicht, sie sehen's nicht,
Es flammet die Stube wie lauter Licht!
Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
Vom Strahl miteinander getroffen sind.
Vier Leben endet ein Schlag —
Und morgen ist's Feiertag.[1]

Gustav Schwab.

(* Stuttgart, 1792 — † Stuttgart, 1850)

[1] Am 30. Juni 1828 schlug der Blitz in ein von zwei armen Familien bewohntes Haus der württembergischen Stadt Tuttlingen und tötete von zehn Bewohnern desselben vier Personen: Großmutter, Mutter, Tochter und Enkelin; die Urahne 71, das Kind 8 Jahre alt.

117. Die Eiche.

Ein vielhundertjähriger alter Eichenbaum ist eine Welt für sich und bietet unerschöpflichen Stoff zur Beobachtung. Er kann als ein Wirtshaus betrachtet werden, in dem viele Tausende von Gästen, große und kleine, verkehren und zehren. Mächtige Raubvögel, sowie Reiher und schwarze Störche nisten in seinen Zweigen, die vielen kleineren Vögel gar nicht gerechnet. Seine Höhlen werden von unzähligem Getier bewohnt. Eulen, Spechte, Wiedehopfe, Dohlen, Stare, Meisen, Baumläufer und viele andere Vögel finden dort willkommene Schlupfwinkel. Von Insekten kennt man weit über tausend Arten, welche aus der Eiche ihre Nahrung ziehen. Sie hausen zwischen Stamm und Borke; sie bohren im Holzwerk, saugen an Zweigen und Wurzeln, fressen an den Blättern, wühlen im Mulme oder naschen am ausgeschwitzten Saft. Über hundert Arten von Gallwespen legen ihre Eier an die Blätter oder die Rinde, um ihrer Nachkommenschaft eine gedeihliche Nahrung zuzuwenden. Ameisenkarawanen wandern tagaus, tagein hinauf und hinab ihre Straßen; sie finden ihre Zehrung und kennen keine andere Welt. Unter den Hunderten von Käfern ernährt die Eiche die mächtigsten, welche in Deutschland vorkommen: den gewaltigen Hirschkäfer, den stolzen Eichenbock und den vornehmen Nashornkäfer, drei stattliche Gesellen. Unzählige Pflanzen schmarotzen auf diesem gastfreien Baum, voran die sagenreiche und märchenhafte Mistel, die unsern Vorfahren heilig war; ja, so eine alte

Eiche ist eine Vegetationswelt für sich, bedeckt mit Wäldern und Wiesen der verschiedenartigsten Moose und Flechten, worin sich allerlei zierliches Getier lustig macht; und alles saugt und zehrt an ihr, vom mächtigsten schüsselgroßen Feuerschwamm bis zum mikroskopischen Pilzchen. Und dennoch schüttelt sie alljährlich den mächtigen Segen von Eicheln ins Gras, einer Menge von anderem Getier zu freudiger Nahrung, und dennoch blüht und grünt sie die Jahrhunderte hindurch und trägt ihr stolzes Haupt ungebeugt durch Sturm und Ungewitter.

Heinrich Seidel.

(* Perlin in Mecklenburg, 1842 – † Großlichterfelde bei Berlin, 1906)

118. Aus dem Walde.

Mit dem alten Förster heut'
Bin ich durch den Wald gegangen,
Während hell im Festgeläut
Aus dem Dorf die Glocken klangen.

Golden floß ins Laub der Tag,
Vöglein sangen Gottes Ehre,
Fast als ob's der ganze Hag
Wüßte, daß es Sonntag wäre.

Und wir kamen ins Revier,
Wo umrauscht von alten Bäumen
Junge Stämmlein sonder Zier
Sproßten auf besonnten Räumen.

Feierlich der Alte sprach:
„Siehst du über unsern Wegen
Hochgewölbt das grüne Dach?
Das ist unsrer Ahnen Segen.

„Denn es gilt ein ewig Recht,
Wo die hohen Wipfel rauschen;
Von Geschlechte zu Geschlecht
Geht im Wald ein heilig Tauschen.

„Was uns Not ist, uns zum Heil
Ward's gegründet von den Vätern,
Aber das ist unser Teil,
Das wir gründen für die Spätern.

„Drum im Forst auf meinem Stand
Ist mir's oft, als böt ich linde
Meinem Ahnherrn diese Hand,
Jene meinem Kindeskinde.

„Und sobald ich pflanzen will,
Pocht das Herz mir, daß ich's merke,
Und ein frommes Sprüchlein still
Muß ich beten zu dem Werke:

„Schütz euch Gott, ihr Reiser schwank!
Mögen unter euren Kronen,
Rauscht ihr einst den Wald entlang,
Gottesfurcht und Freiheit wohnen!

„Und ihr Enkel, still erfreut,
Mögt ihr dann mein Segnen ahnen,
Wie's mit frommem Dank mich heut'
An die Väter will gemahnen."

Wie verstummend im Gebet
Schwieg der Mann, der tief ergraute,
Klaren Auges, ein Prophet,
Welcher vorwärts, rückwärts schaute.

Segnend auf die Stämmlein rings
Sah ich dann die Händ' ihn breiten;
Aber in den Wipfeln ging's
Wie ein Gruß aus alten Zeiten.

Emanuel Geibel.

119. Nis Randers.

Krachen und Heulen und berstende Nacht,
Dunkel und Flammen in rasender Jagd —
Ein Schrei durch die Brandung!

Und brennt der Himmel, so sieht man's gut:
Ein Wrack auf der Sandbank! Noch wiegt es die Flut;
Gleich holt sich's der Abgrund.

Nis Randers lugt — und ohne Hast
Spricht er: „Da hängt noch ein Mann im Mast;
Wir müssen ihn holen."

Da faßt ihn die Mutter: „Du steigst mir nicht ein:
Dich will ich behalten, du bliebst mir allein,
Ich will's, deine Mutter!

Dein Vater ging unter und Momme, mein Sohn;
Drei Jahre verschollen ist Uwe schon,
Mein Uwe, mein Uwe!"

Nis tritt auf die Brücke. Die Mutter ihm nach!
Er weist nach dem Wrack und spricht gemach:
„Und seine Mutter?"

Nun springt er ins Boot und mit ihm noch sechs —
Hohes, hartes Friesengewächs;
Schon sausen die Ruder.

Boot oben, Boot unten, ein Höllentanz!
Nun muß es zerschmettern! — Nein, es blieb ganz! —
Wie lange? Wie lange?

Mit feurigen Geißeln peitscht das Meer
Die menschenfressenden Rosse daher;
Sie schnauben und schäumen.

Wie hechelnde Hast sie zusammenzwingt!
Eins auf den Nacken des andern springt
Mit stampfenden Hufen!

Drei Wetter zusammen! Nun brennt die Welt!
Was da? — Ein Boot, das landwärts hält —
Sie sind es! Sie kommen! —

Und Auge und Ohr ins Dunkel gespannt . . .
„Still! — ruft da nicht einer?" — Er schreit's durch die Hand:
„Sagt Mutter, 's ist Uwe!" —

Otto Ernst (Schmidt).
(* Ottensen bei Hamburg, 1862)

Friesengewächs = Leute aus Friesland.

120. Der große Krieg.

Von seinem westlichen Nachbar, Frankreich, dazu gereizt, hat Deutschland, alle deutschen Länder unter Preußens Führung, in den Jahren 1870 und 1871 einen Krieg geführt, der einer der furchtbarsten in der Weltgeschichte ist. Wie ein Märchen klingen die Tatsachen dieses Krieges, und seine Erfolge hat niemand geahnt.

Sieben Monate lang stand eine Million deutscher Soldaten einer Million Franzosen gegenüber. Zwanzig große Schlachten und viele Treffen sind geliefert, 26 Festungen zur Übergabe gezwungen worden. Die Franzosen, die einen Spaziergang nach Berlin zu machen gedachten, haben nur auf wenige Stunden den deutschen Boden betreten.

Nach der mörderischen Schlacht von Sedan wird durch Umgehung der französische Kaiser mit einem 120,000 Mann starken Heere gefangen. Die stark befestigte, für unüberwindlich gehaltene Hauptstadt Paris, eine Weltstadt von 2 Millionen Einwohnern und 400,000 Bewaffneten, eine Zwingburg, erbaut in dem Gedanken, daß deutsche Heere

einst an ihr zerschellen sollten, muß nach viermonatlicher Einschließung den Deutschen die Tore öffnen. Ein Heer auserlesener Soldaten wird nach Metz zurückgeworfen, zehn Wochen lang in der Festung gefangen gehalten und durch Hunger zur Übergabe gezwungen.

Das sind die drei Wendepunkte im Kriege, welcher mit der wilden Flucht der Franzosen nach den bedeutenden Niederlagen von Wörth und Spichern begann und mit dem dreitägigen ruhmvollen Kampfe von 40,000 Preußen, Bayern und Württembergern gegen den Ansturm von 100,000 Franzosen zu Ende ging.

Und welche Erfolge hatte dieser siebenmonatliche Krieg aufzuweisen!

Fast eine halbe Million Franzosen wurden gefangen genommen oder entwaffnet oder über die Grenzen Frankreichs gedrängt. Viele tausend Geschütze und über hundert Fahnen wurden erbeutet. Die früher deutschen Länder Elsaß und Lothringen sind dem Deutschen Reiche wiedergewonnen worden, welches 1871 inmitten der besiegten Feinde in der französischen Hauptstadt wieder aufgerichtet wurde.

Der Handel und Wandel Deutschlands hat sich infolge dieses Krieges ungemein gehoben, so daß wir mit Recht sagen können: dies war die dritte glorreiche, zugleich aber die folgenreichste Erhebung Deutschlands, welche seine Geschichte zu verzeichnen hat.

121. Die Wacht am Rhein.

Es braust ein Ruf wie Donnerhall,
Wie Schwertgeklirr und Wogenprall:
Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein!
Wer will des Stromes Hüter sein?
Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein.

Durch Hunderttausend zuckt es schnell,
Und aller Augen blitzen hell:
Der deutsche Jüngling, fromm und stark,
Beschirmt die heil'ge Landesmark.
Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein.

Er blickt hinauf in Himmelsau'n,
Wo Heldengeister niederschau'n,
Und schwört mit stolzer Kampfeslust:
Du, Rhein, bleibst deutsch wie meine Brust!
Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein.

Und ob mein Herz im Tode bricht,
Wirst du noch drum ein Welscher nicht;
Reich, wie an Wasser deine Flut,
Ist Deutschland ja an Heldenblut.
Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein.

So lang ein Tropfen Blut noch glüht,
Noch eine Faust den Degen zieht,
Und noch ein Arm die Büchse spannt,
Betritt kein Feind hier deinen Strand.
Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein.

Der Schwur erschallt, die Woge rinnt,
Die Fahnen flattern hoch im Wind:
Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein!
Wir alle wollen Hüter sein.
Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein.

Max Schneckenburger.
(* Thalheim in Württemberg, 1819 — † Burgdorf in der Schweiz, 1849)

Welscher = Fremdländer.

122. Die drei Kaiser.

Am 22. März 1887 vollendete Kaiser Wilhelm I. sein neunzigstes Lebensjahr. Im Jahre darauf, am 9. März, rief ein sanfter Tod ihn aus seinem hohen Amte und von dem Schauplatz seiner segensreichen Tätigkeit ab.

Für die Begründung, die Befestigung und den Ausbau des Deutschen Reiches war es von großem Werte, daß ein Monarch wie Wilhelm I. an der Spitze der Regierung stand. Sowohl sein ehrwürdiges Alter als seine hohen Charaktereigenschaften, worin sich Kraft und Milde glücklich paarten,

flößten dem eigenen Volke und auch dem Auslande das größte Vertrauen ein. Kaiser Wilhelm I. wurde aber auch nicht minder hoch geschätzt als Hüter und Schutzherr des europäischen Friedens.

Sein Sohn, der als Friedrich III. den Thron bestieg, hatte gleichfalls durch seinen kriegerischen Ruhm und seine liebenswürdige Persönlichkeit längst alle Herzen gewonnen. „Unsern Fritz" nannte ihn das Volk. Man durfte von ihm das Beste für den friedlichen Weiterbau des großen von seinem Vater begründeten Werkes erhoffen. Leider krankte er schon lange an einem unheilbaren Leiden des Kehlkopfes, und so war ihm nur eine Regierung von wenig mehr als drei Monaten beschieden. Er starb am 15. Juni 1888.

So sah das Jahr 1888 drei Kaiser auf dem deutschen Throne.

Kaiser Wilhelm II., der älteste Sohn Kaiser Friedrichs, stand bei seinem Regierungsantritt in der vollen Blüte männlicher Kraft des Körpers und des Geistes. Er war geboren am 27. Januar 1859, also 29 Jahre alt.

Seinen tatkräftigen Eifer für die Interessen des Reichs bekundete er sofort nach seiner Thronbesteigung durch Reisen zu den befreundeten Großmächten und an mehrere deutsche Höfe, um persönlich die guten Beziehungen derselben zum deutschen Kaiserhofe fester zu knüpfen. Er widerlegte damit durch die Tat jene Gerüchte, die ihn als kriegslustig geschildert hatten.

Karl Biedermann.

(* Leipzig, 1812 — † Leipzig, 1901)

123. Der Tod Moltkes.[1]

Es war sein Tag zu jeder Zeit
Der Arbeit und der Pflicht geweiht.
Des Abends dann am trauten Ort
Ein Spiel, Musik, ein heitres Wort.
So lebte er schon manches Jahr,
Der Deutschlands größter Sieger war.
Ihn liebte Mann und Weib und Kind,
Der Tod selbst war ihm wohlgesinnt,
Ließ ihn sein letztes Tagwerk tun,
Und winkte dann: „Nun komm, zu ruhn!"
Ihm ward erspart der Krankheit Not,
Und aufrecht ging er in den Tod.
Der tat ihm an nicht Qual noch Schmerz,
Traf ihn gleich mitten in das Herz.
Er, der sich ganz der Pflicht geweiht,
Verlor mit Sterben keine Zeit.
Es ging der alte Siegesheld
Gar kurz und knapp aus dieser Welt,
Treu auf dem Posten bis zum Schluß,
Wie das ein echter Krieger muß.

Heinrich Seidel.

[1] Feldmarschall Helmuth Karl Bernhard von Moltke, geboren 26. Okt. 1800 zu Parchim in Mecklenburg-Schwerin, gestorben 24. April 1891 in Berlin.

124. Nächstenliebe Bismarcks.

Fürst Bismarck,[1] der deutsche Reichskanzler, machte im Jahre 1842 als Leutnant bei den Landwehr-Ulanen eine Übung mit. An einem Sommernachmittage stand er mit mehreren Kameraden zusammen an der Brücke des Sees zu Lippehne und sah zu, wie sein Reitknecht Hildebrand in die Schwemme ritt. Der unkundige Reiter geriet in eine tiefe Stelle des Sees. Das Pferd wurde unruhig, es überschlug sich beim Schwimmen, und der Reiter verschwand in der Flut. Im Augenblick warf Bismarck Säbel und Uniform von sich und sprang ihm nach. Es gelang ihm auch, den Sinkenden zu ergreifen und mit ihm an die Oberfläche emporzukommen; aber nun umklammerte dieser in der Todesangst seinen Retter und zog ihn in den Abgrund hinab. Eine lautlose Pause angstvoller Spannung trat

Bismarck

[1] Otto Eduard Leopold, Fürst von Bismarck, Herzog von Lauenburg, geboren 1. April 1815 zu Schönhausen, gestorben 30. Juli 1898 in Friedrichsruh.

unter der herbeigeströmten Menge ein; für einige Sekunden schien es, als ob beide verloren wären. Endlich war es Bismarck unter dem Wasser gelungen, sich aus der gefährlichen Umarmung loszuringen; mächtig rudernd erreichte er das Ufer und zog unter dem lauten Jubel der Zuschauer den geretteten Diener nach sich ans Land.

Die Kunde von dem Geschehenen verbreitete sich schnell durch die kleine Stadt. Der Geistliche kam ihm in der Amtstracht an der Spitze vieler Bürger entgegen und beglückwünschte ihn zu der ihm widerfahrenen Gnade Gottes. Dieser edlen Tat verdankt Bismarck das schlichte Denkzeichen mit der Inschrift: „Für Rettung aus Gefahr," das er lange als einzigen Ordensschmuck auf der Brust trug.

125. Freundschaft.

Wenn jemand schlecht von deinem Freunde spricht,
Und scheint er noch so ehrlich, glaub ihm nicht.
Spricht alle Welt von deinem Freunde schlecht,
Mißtrau der Welt und gib dem Freunde recht!
Nur wer so standhaft seine Freunde liebt,
Ist wert, daß ihm der Himmel Freunde gibt.
Ein Freundesherz ist ein so seltner Schatz,
Die ganze Welt beut nicht dafür Ersatz;
Ein Kleinod ist's voll heil'ger Wunderkraft,
Das nur bei festem Glauben Wunder schafft.
Drum, wird ein solches Kleinod dir beschert,
O, trübe seinen Glanz nicht, halt es wert.
Zerbrich es nicht! Betrachte alle Welt

Als einen Ring nur, der dies Kleinod hält,
Dem dieses Kleinod selbst erst Wert verleiht,
Denn, wo es fehlt, da ist die Welt entweiht.
Doch würdest du dem ärmsten Bettler gleich,

Friedrich von Bodenstedt

Bleibt dir ein Freundesherz, so bist du reich;
Und wer den höchsten Königsthron gewann
Und keinen Freund hat, ist ein armer Mann.

Friedrich von Bodenstedt.
(* Peine in Hannover, 1819 — † Wiesbaden, 1892)

126. Die Auswanderer.

Ich kann den Blick nicht von euch wenden,
Ich muß euch anschaun immerdar;
Wie reicht ihr mit geschäft'gen Händen
Dem Schiffer eure Habe dar!

Ihr Männer, die ihr von dem Nacken
Die Körbe langt, mit Brot beschwert,
Das ihr, aus deutschem Korn gebacken,
Geröstet habt auf deutschem Herd.

Und ihr, im Schmuck der langen Zöpfe,
Ihr Schwarzwaldmädchen, braun und schlank,
Wie sorgsam stellt ihr Krüg' und Töpfe
Auf der Schaluppe grüne Bank!

Das sind dieselben Töpf' und Krüge,
Oft an der Heimat Born gefüllt;
Wenn am Missouri alles schwiege,
Sie malten euch der Heimat Bild:

Des Dorfes steingefaßte Quelle,
Zu der ihr schöpfend euch gebückt,
Des Herdes traute Feuerstelle,
Das Wandgesims, das sie geschmückt.

Bald zieren sie im fernen Westen
Des leichten Bretterhauses Wand;
Bald reicht sie müden, braunen Gästen,
Voll frischen Trunkes, eure Hand.

Es trinkt daraus der Tscherokese,
Ermattet, von der Jagd bestaubt;
Nicht mehr von deutscher Rebenlese
Tragt ihr sie heim, mit Grün belaubt.

O sprecht! warum zogt ihr von dannen?
Das Neckartal hat Wein und Korn,
Der Schwarzwald steht voll finstrer Tannen,
Im Spessart klingt des Älplers Horn.

Ferdinand Freiligrath

Wie wird es in den fremden Wäldern
Euch nach der Heimatberge Grün,
Nach Deutschlands gelben Weizenfeldern,
Nach seinen Rebenhügeln ziehn!

Wie wird das Bild der alten Tage
Durch eure Träume glänzend wehn!
Gleich einer stillen, frommen Sage
Wird es euch vor der Seele stehn.

Der Bootsmann winkt! — Zieht hin in Frieden!
Gott schütz' euch, Mann und Weib und Greis!
Sei Freude eurer Brust beschieden
Und euren Feldern Reis und Mais!

Ferdinand Freiligrath.
(* Detmold, 1810 — † Cannstatt, 1876)

127. Der Krieg.

Wilhelm Schneider, der Sohn einer armen Witwe, kam als Schnitter während der Ernte auf das Schlachtfeld von Leipzig, das jedes Jahr seit achtzig Jahren mit einer wunderbar üppigen Frucht reich bedeckt ist.

Während seine Kameraden in einer Bierhalle von Konnewitz ihr Frühstück verzehrten, nahm er aus seiner Tasche ein hartgesottenes Ei, einen Hering und ein kleines Stück Brot und aß mit gutem Appetit auf dem Felde.

Die Hände auf die Knie gestützt, schaute er vor sich hin und schien auf eine von weiter Ferne ertönende Musik zu lauschen. Wilhelm war fünfzehn Jahre alt; er kam erst aus der Schule. Seine Lehrer erzählten ihm von diesem schrecklichen Kriege, in welchem das heldenmütige deutsche Volk, verbündet mit den Österreichern und Russen, den Ruhm sich erworben, den großen Napoleon zu besiegen. Gerührt dachte der junge Bursche an diese Schlacht, die drei volle Tage dauerte. Es war hier auf diesem Felde, wo jetzt diese herrliche, menschenhohe Frucht in die Höhe ragt, es war hier, wo die Soldaten, kaum älter als er, die

Ehre hatten, zu kämpfen und zu sterben für die Unabhängigkeit ihres Landes. Wilhelm dachte an diese wackeren Streiter; seine Augen glänzten vor Begeisterung bei diesem Gedanken, daß auch er vielleicht eines Tages für das Vaterland kämpfen könne. Eine große, große Schlacht! Ach! Wie schön muß das doch sein!

Der junge Mann versuchte, sich diesen blutigen Kampf vorzustellen. Plötzlich kam es ihm da in den Sinn, daß diese schweren Ähren, die sich über seinem Haupte beugten, aus menschlichen Gebeinen emporwuchsen, und zitternd hatte er die schreckliche Vision des Schlachtfeldes, wie es hat sein können. Auf diesem Felde sind mehr als hunderttausend Menschen ums Leben gekommen. Wilhelm sah diese Kämpfer aller Nationen übereinanderfallend, in diesem Sumpfe voll Kot und Blut; er sah sie verstümmelt, zertreten, vernichtet, halb vergraben zwischen leblosen Pferden und gebrochenen Waffen.

Und er sah die Sonne, die heitere, wunderbare Sonne am folgenden Tage der Schlacht, am nächsten Tage und an vielen, vielen Tagen aufgehen über diese schreckliche Masse von gemartertem Fleisch, augenlosen Köpfen von geliebten Vätern, von angebeteten Söhnen und Gatten. Und nach einer langen Zeit gab es nichts auf diesem Felde als menschliche Gebeine, die sich mit der Erde vermengten, und die Natur, unbekümmert des Verbrechens der Menschen, ließ Blumen wachsen dort, wo das Blut floß. Blumen, so schön, so kräftig, daß das Schlachtfeld ein Wundergarten zu sein schien.

Man säte die Frucht, und man sah fast ohne Bearbeitung diese schweren Ähren emporwachsen. Wilhelm ließ sich auf die gemähte Frucht nieder und blickte auf dieses weit blonde Fruchtmeer, in welchem die roten Mohnblumen die unauslöschlichen Spuren von Menschenblut zu zeigen schienen. Den Kopf auf den warmen Boden gestützt, glaubte er sich zwischen denen, die gestorben vor achtzig Jahren, und ihre unaussprechlichen Leiden überwältigten ihn.

Eine ernste Ruhe, ergänzt durch den Gesang der Grillen, umhüllte den jungen Schnitter. Der Krieg schien ihm, inmitten der süßen, barmherzigen Natur, wie eine unverständliche Grausamkeit. Er verspürte unter dem blauen Himmel dessen ganze Barbarei und Lächerlichkeit. Die allmächtige Natur gibt uns das Leben, das Licht und die Liebe. Freiwillig bereiten wir Leid und den Tod unseren Brüdern und uns selbst!

Und jetzt fragte sich Wilhelm mit Schrecken und Angst, ob es noch jetzt große Kriege gebe?

Könnten die Söhne dieser Männer, die sich einst wütend schlugen, nicht den Irrtum ihrer Väter erkennen und sich brüderlich die Hände reichen?

Die Hitze war unausstehlich, und Wilhelm hatte Fieber. Das Blut rollte heiß in seinen Adern, und über seine Augen fiel der Schleier des Schwindels. Während er regungslos einen vor ihm stehenden großen Grenzstein betrachtete, glaubte er einen kleinen Zwerg mit weißem Bart und gutmütigen Augen herannahen zu sehen. Er erkannte

bald einen jener Gnomen, von denen die deutschen Märchen erzählen, und er hatte keine Angst vor solchen geheimnisvollen Wesen, denn er wußte, daß sie noch nie den Menschen Leid zugefügt hatten.

„Woran denkst du?" fragte ihn der Gnome.

„Ich dachte an diese schreckliche Schlacht, die hier geschlagen wurde, und fragte mich, ob die Völker nicht bald aufhören werden, sich gegenseitig zu morden."

„Ich will dir Dinge zeigen," sagte der Gnome, „die dir vielleicht die Zukunft klären werden. Siehe!"

Wilhelm sah die Menschen in Tierfelle gekleidet und sich mit Grausamkeit überfallen. Die Sieger nahmen die Besiegten gefangen, die sich zu einem Volke vermengten, und dieses kämpfte wieder gegen andere Nachbarvölker, und diese vermengten sich neuerdings mit jenem. Wilhelm sah so eine Reihe von unverständlichen Kämpfen, aus welchen die Stämme als Völker, und die Völker als Nationen emporkamen. Er sah die Provinzen sich gegenseitig schlagen, dann vereinigen und dieselbe Sprache reden, dieselben Sitten annehmen und sich vollständig verschmelzen. Und in der Ferne hörte er noch immer Kämpfe. Vor Wilhelm erhob sich eine große Schranke, welche die feindlichen Völker trennte, aber diese Schranke entschwand, entschwand immer mehr und mehr, und bald war es ihm unmöglich, sie zu erkennen.

„Was bedeutet all das?" fragte er. „Ich verstehe dies nicht."

„Das bedeutet," antwortete der Gnome, „daß durch diese törichten Kriege, entsprungen aus der Habsucht und Über-

hebung einzelner Menschen, das Vaterland sich ständig vergrößert. Die Dörfer vereinigen sich, dann die Städte, die Provinzen und dann Länder, und die Grenzen verschwinden. Es wird gewiß eine Zeit kommen, in welcher es keine Kriege geben wird, weil alle Menschen Bürger eines Landes werden, das sich über die ganze Erde erstreckt. Statt sich zu hassen und zerfleischen, werden die Menschen einer für den anderen arbeiten. Sie werden, statt Mordinstrumente, wunderbare Maschinen erzeugen, die allen das Brot, Kleider, Wärme und Licht geben. Es wird kein Elend mehr geben, weil es keinen Haß mehr geben wird."

„Ist diese Zeit noch weit?" fragte Wilhelm leise. „Werde ich es noch erleben? Oder, sag, werden wir noch schreckliche Kriege mitmachen, bevor der allgemeine Friede uns beglückt?"

Der Gnome verschwand plötzlich, und Wilhelm sah nichts als den großen Grenzstein, den er, ehe er einschlief, vor Augen hatte.

Die Schnitter kehrten, mit der Sense auf der Schulter, zurück, ein Freiheitslied singend, das die Vereinigung aller Völker preist.

Und mit dem Freiheitsliede ging ein Hauch der Hoffnung durch das weite Feld, ein leiser Hauch, der die in der heißen Sonne reifenden schweren Ähren des Schlachtfeldes leise bewegte, als Symbol des Friedens und der Fruchtbarkeit.